NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08181986 8

IVF
(Chicago)
Boettcher

Digitized by the Internet Archive
in 2008 with funding from
Microsoft Corporation

http://www.archive.org/details/chicagoweltauste00bt

Chicago
IVF

Chicago!

Chicago!

Weltausstellungs-Briefe

von

Karl Böttcher.

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich.
1893.
CHR

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
704411
ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS
R [illegible] L

Alle Rechte vorbehalten.

Geleitswort.

Chicagoer Weltausstellung — grandioser Hafenplatz, wo die Errungenschaften der Culturmenschheit ihre Anker warfen — zehn Monate lang bin ich als aufmerksamer Beobachter Deinen Molo auf und ab geschlendert. Wie fünfundachtzig Nationen ihre Schätze aufstapelten — diese Blätter zeigen es in seiner energischen Entwickelung, auf seiner lichtvollen Höhe. —

Ich schrieb diese Briefe für eine große Anzahl europäischer und amerikanischer Zeitungen. Nun erscheinen sie als Buch.

Chicago, stolze Königin am Michigan-See, das Buch sei Dir gewidmet!

K. B.

Inhalt.

I.

Oceanfahrt. — Was das Schiffsjournal erzählt. — New-York in Sicht. — Fahrt im „Luxuszug“. — Hurrah — Chicago! — Erste Eindrücke. — Die Weltausstellung „hinter den Coulissen“.

Chicago, 1. December 1892.

Nein, eine Vergnügungsfahrt war es diesmal nicht, meine Fahrt nach Amerika vorigen November. Ab Southampton stand die Fröhlichkeit noch hoch im Cours. . . . . „Prosit, Landsmann! Was kostet die neue Welt?“ . . .

Kaum aber, daß das Gefelse der „Needles“ da hinten im Blau verschwindet, kaum daß wir weiter hinausdampfen in's Reich der Wogen, da macht uns der alte Ocean plausibel, was es heißt, im Spätherbst auf ihm herumzugondeln.

Heulen des Windes im Takelwerk. Hochgepeitschte Fluth. Rings um unsere „Columbia“ Alles weiß vom Wellenschaum. . . .

Und so mit unermüdlicher Ausdauer weiter: morgens — triefender Himmel; tagsüber — Tosen und Rollen; die Nächte — schwarzes Grausen. . . .

Unser alter, prächtiger Capitän schreibt in's Schiffsjournal:

„Grobe, wilde See. Heftige Regenböen. Schiff arbeitet schwer. Nimmt mächtige Spritzwellen an Bord.“

Er hätte diesen Schauersatz gleich für die folgenden Tage hectographiren können.

Und erst im sogenannten „Schwarzen Loch", jener inmitten des Oceans gelegenen, meilenweiten Strecke, wo die Stürme nisten, als ob sie dort ihre Winterresidenz bezogen hätten. Über die Fahrt durch diese famose Gegend heißt es im amtlichen Schiffsbericht kurz und bündig:

„Orkan. — Orkan."

Das alles zu einer Zeit, wo daheim in Deutschland die Lyriker vom „herbstlichen Entschlummern der Natur" singen. Ich danke! . . .

Unsere Passagiere, Männlein und Weiblein — — ach, überschlagen wir lieber dies trübe Capitel. —

Ha, wie schön, als sich jetzt hinter den Schaumkronen das Festland hebt; wie — gleich einem wirren Traum von Häusern — New-York herüberguckt und die Riesenstatue der Freiheitsgöttin mit hochgehaltener Fackel und die am Horizont schwebende Kettenbrücke über den Hudson! Und jetzt — die ganze, sich aus dem Nebel lösende Stadt, rothschimmernd in der Morgensonne Amerika's.

Dumpf rasseln die Ankerketten zur Tiefe.

Herunter vom Schiff. Durch das New-Yorker Straßengewühl nach dem Bahnhof gestürmt. Hinein in den „Luxuszug" . . . .

Nun rast er dahin mit seinen langen gelben Wagen, den aneinander gekoppelten Prachtsalons. Dahin geht's über unabsehbare Ebenen, über herbstfarbene Hochlande, dahin in grünfahler Mondnacht . . . Vorbei am Donnerbrausen des Niagara-Falls, vorbei an mächtigen Felszügen, über kühnerbaute Holzbrücken, durch weithinkriechende Tunnel — dahin in tollem Rasen dreißig Stunden lang, als gälte es, eine goldene Welt zu erjagen.

Ich verbringe die Zeit abwechselnd im Restaurationswagen oder im Rauchzimmer, im Conversationssalon oder in der Bibliothek. Oder ich trete, bevor ich den Schlafwagen aufsuche, hinaus auf den Balcon, im Mondlicht hineinblickend in die amerikanischen Lande, indeß der Zug weiter und weiter rast. . . .

Am folgenden Morgen weiß ich kaum, daß ich mich auf der Reise befinde. Neger, die Aufwärter des Zugs, haben die Kleider geklopft, die Stiefel gewichst, die Passagiere salonfähig gemacht. Dazu reichen sie jetzt die neuesten Zeitungen herum, damit wir erfahren, wie es inzwischen draußen in der Welt aussieht. — Herz, mein Herz, was willst Du mehr.

Bevor ich meiner Freude ob dieser prächtigen Einrichtungen so recht zum Sammeln blasen kann, ruft es schon vom Perron herein:

„Chicago! Chicago!"

Hurrah — am Ziel! —

Die nächsten Tage benutze ich zum Herumschlendern, zum Beobachten. Die ganze Riesenstadt in einer Atmosphäre überheizter Erwartung — einer Erwartung, die sich einzig und allein auf die Ausstellung bezieht. Chicago, „die Königin des Westens", ist jetzt die hoffnungsvollste aller hoffnungsvollen Städte. Was man erhofft, sind Dollar, Dollar und wieder Dollar — eine Hochfluth davon. . . . Was wollt Ihr? Man hat Millionen in's Geschäft gesteckt; die müssen mit dem Glorienschein eines vielfachen Gewinnes wieder herausgeschlagen werden. Millionär-Candidaten, echte und solche, welche es in phantasievollen Stunden zu sein glauben, giebt es hier in Massen. Viel Glück, meine Herren! —

Mein erster Ausflug gilt dem Jackson-Park am

1*

Michigan-See, jenem meilengroßen Schauplatz, wo sich das internationale Ausstattungsstück, genannt „Weltausstellung“, abspielen wird. Ich will vorerst nur einen Totaleindruck erlangen, nichts weiter.

Ich trete durch ein mächtiges Eingangsthor und bummele — bummele.

Überall Hämmern, Stampfen, Pochen. Überall Schnauben der Maschinen, Pusten der Dampfkrahne. Ueberall ein Ameisengewimmel von Menschen, Pferden, Maulthieren.

„Wie viel Arbeiter sind hier thätig?“ frage ich einen daherkommenden Aufseher.

„Gegenwärtig eine kleine Armee — zwanzigtausend Mann.“

„Teufel auch! Manch' europäisches Fürstenthum hat nicht so viel Einwohner.“

Das Leben und Treiben beim Thurmbau zu Babel — gegen diese Weltausstellungsvorbereitungen kann es nur eine harmlose Spielerei gewesen sein. Dafür soll auch hier eine Culturhöhe gezeigt werden, welche den Gipfel der Errungenschaften aller Jahrhunderte bedeutet ....

Vorwärts, Maschinen! Vorwärts, Menschen! Die Nationen zweier Welten warten auf Euer Fertigsein!

Und diese Gebäude — diese Paläste! Alle von ungeheurer Ausdehnung und total verschieden — aber jedes einzelne in seiner Art eine architectonische Meisterleistung.

Hier die weitbogige, goldschimmernde Kuppel des Administrationsgebäudes, dort die kühnaufstrebenden Thürme der Maschinenhalle, jetzt im Winde des Michigan-See's umflattert von kreischenden Möven; weiterhin der Riesenbau für die landwirthschaftliche Abtheilung, daneben die schlanken Säulenreihen der Fischerei-Ausstellung und die ruhig vornehme Façade des Frauenpalastes. . . .

Doch ich mag sie jetzt nicht alle aufzählen, die Prachtbauten.

Gar manch' gewaltiges Bauwerk dieser Welt hab' ich gesehen. Noch dieses Jahr kletterte ich auf der Cheops-Pyramide herum und ritt dann hoch zu Kameel durch den Wüstensand nach der Sphinx. Noch dieses Jahr wandelte ich durch das Trümmerfeld der Akropolis und stieg über die Sitzreihen des Colosseums zu Rom. Wo aber in der weiten Gotteswelt erhebt sich ein Gebäudecomplex mit ähnlichen Größenverhältnissen wie hier!

Ein paar kleinere Bauten stecken noch in architectonischer Wildniß. Was sich da dem Auge bietet, ist gewissermaßen die „Vorstellung hinter den Coulissen", wenn kurz vor der Aufführung die Violinen noch stimmen und die Schönen, je nach ihrer Rolle, sich Fröhlichkeit oder Traurigkeit in's Gesicht pinseln.

Da liegen am Boden die gypsgeformten colossalen Gliedmaßen verschiedener allegorischer Figuren: die meterlange Hand eines Bacchus, eine Weintraube mit kopfgroßen Beeren haltend; ein tischbreites, bausbäckiges Engelsgesicht, das in eine mächtige Gypstrompete tutet; eine Riesen-Jupiterfaust mit einem Bündel zuckender Blitze und dergleichen Herrlichkeiten — Alles noch chaotisch durcheinander. Aber schon in kurzer Zeit ist es zusammengesetzt und prangt als Relief-Allegorie über irgend einem mächtigen Portale. —

Nun durchschreite ich die „Midway-Plaisance", jenen Theil der Ausstellung, wo Vergnügungs-Locale errichtet werden. Beim „Deutschen Dorf" begegne ich einem hellen, aus einer Bretterbude herausschmetternden Jodler. Ich lausche . . . . Eine holprige Tenorstimme singt hier am Michigan-See etwas vom „Dirnd'l — duliö, duliö, duliö"

und berichtet dann, daß es auf der „Alm ka Sünd'" giebt. Ein Schweizer ist's, gleichfalls am Bau des „Deutschen Dorfes" beschäftigt.

Nicht weit davon zeigt sich die „Straße in Cairo", wo sich Harems erheben und Türken in Fez und Pluderhosen herumhantiren. „Wer zählt die Völker, nennt die Namen" der Nationen, die alle hier ihre Vergnügungslocale aufschlagen! —

Mit echt amerikanischer Emsigkeit hat man diesen Jackson-Park, ein bisher ziemlich verödetes Gelände, umgestaltet, Sümpfe getrocknet, Felsmassen gesprengt, hier den See zurückgedrängt, dort seine Fluthen tief in's Land geführt, Klüfte geebnet und Millionen in den Grund gebaut, damit die „Millionen" darüber wohl gebettet sind. Alles in wenigen Monaten! . . .

Hierher müßte man jene trägen Geister führen, die vor schneckenlangsamem Ueberlegen, vor strohköpfigen Debatten, vor allerhand angeschimmeltem Formelkram niemals zum Handeln kommen, damit sie Angesichts dieser gewaltigen Schöpfungen lernten, was — Energie ist.

Noch kurze Zeit, dann werden sich all' die stolzen Hallen mit Ausstellungsgegenständen füllen und dann — kann's losgehen.

„Es giebt so viele Morgenröthen, die noch nicht geleuchtet haben." Die Chicagoer Weltausstellung — der Menschheit geweiht und schon jetzt so mächtig über den Erdball hinstrahlend — wird die Cultur auf einer Sonnenhöhe zeigen, wie sie die jetzt lebende Generation nicht wieder erblickt.

II.

Zukunftsmusik der officiellen Ausstellungsberichte. — Schlendereien durch die Stadt. — Die Hemdärmel-Nation. — Eine Räuberperiode.

Chicago, 9. December.

Die Ausstellungsgüter, soweit sie bereits ansegelten, residiren noch in den Riesenspeichern der Chicagoer Spediteure. Allerhand Nationen mit ihren „Künsten", ihren „Wissenschaften", ihrer „Manufactur", ihrem „Bergbau" stecken dort in tausend Colli, in tausend Kisten und Kasten, in tausend Ballen — alle mit der Aufschrift: „Vorsicht!" . . . „Nicht stürzen!" . . . „Zerbrechlich!" . . .

Wenn die Leyer der officiellen Ausstellungsberichte längst von größeren Fortschritten sang — was thut's! Man muß die Noten solcher Zukunftsmusik immer eine Octave tiefer lesen.

Doch schon in nächster Zeit beginnt der Transport nach den Ausstellungspalästen. Dann großes Auspacken von Schätzen, denen hoffentlich eine Welt applaudirt.

Lassen wir erst auspacken . . . . Ich will Dir inzwischen Chicago zeigen, wenn auch nur so viel, als für einen Weltausstellungs-Besucher gerade vonnöthen ist.

Jetzt die Hauptstraßen auf und ab geschlendert . . . . . Ueberall der Eindruck einer Weltstadt im kraftstrotzenden Jünglingsalter, einer Weltstadt, die noch mächtig Carrière machen wird. Nichts morsch, nichts verlebt, nichts müde.

Ha, dieser auf's Colossale zugeschnittene geschäftige Wirrwarr von Menschen, ununterbrochen daherstürmenden Cablebahnzügen, Wagen jeder Art!

Was da Alles in die Ohren lärmt!

Wer die belebtesten Punkte von Berlin, Paris, London und Neapel durcheinander mischt, erhält Chicago. Dazu in hundert verschiedenen Dingen practischere Einrichtungen, in denen uns diese Amerikaner weit überlegen sind. Es ist ein Vergnügen, in solch' einer Wunder-Metropole des fernen Westens zu leben. Ehrlich herausgesagt: Die vornehmsten europäischen Städte können in vieler Hinsicht von Chicago tüchtig lernen.

Aber — aber — — Doch davon später . . . .

Die Physiognomie der jungen Weltstadt?

Häuser giebt's hier, die sind sich nicht darüber klar, sollen sie sich für einen hochgemauerten, tausendzimmerigen Bienenkorb oder für einen Eiffelthurm halten. Schmal, plump, schmucklos, manchmal bis zwanzig Etagen hoch — so starren sie hinauf in's Firmament, als wollten sie in nonchalanter Behäbigkeit sagen: „Bum! Das bin ich!" . . . Gerade so behäbig und ungenirt wie die Leute in diesen Häusern.

Gar oft fliege ich in solchen thurmartigen Gebäuden im Fahrstuhl auf und ab, während der Fahrstuhljunge für die Passagiere die einzelnen Stockwerke ausruft, wie der Conducteur auf unsern deutschen Eisenbahnen die Stationen: „Siebente Etage!" . . . „Dreizehnte Etage!" . . . „Neunzehnte Etage!" . . .

Was man dann in den Bureaux begrüßt — auch in den allereleganteſten — sind zumeist Leute in Hemdärmeln. Dies das typische Arbeitscostüm des Chicagoers. Der Kneipenwirth hinter dem Schenktisch, der Präsident der mit Millionen wirthschaftenden Actiengesellschaft am Schreibpult, der Postbeamte hinter dem Schalter, der Theaterkritiker auf der Redaction — sie alle arbeiten in Hemdärmeln

Und so die meisten Amerikaner.

Sie sind gewissermaßen eine Hemdärmel-Nation, die auch den Gang der Welt vom Hemdärmel-Standpunkt aus betrachtet. Wenn in Chicago bei den verschiedenen religiösen Secten Einer in Hemdärmeln predigte, oder wenn ein Schauspieler im Theater den „Faust“ in Hemdärmeln herunterarbeitete — mich würde es nicht überraschen.

Zu den hier noch unbekannten Beschäftigungen gehört das Straßenreinigen.

Wenn der Wind des Michigan-See's einen Regenschauer über die Stadt peitscht, dann sehen die Straßen aus, als ob sich auf ihrem Pflaster aller Schmutz der Vereinigten Staaten ein Rendez-vous giebt. Nur die schmierigsten Gassen des Orients, etwa in Smyrna, Constantinopel oder Jerusalem, erfreuen sich einer gleichen Ausstattung. Bloß, daß hier das Straßenaroma fehlt, diese Mischung von tausend Gerüchen, welche jene orientalischen Pfade so stimmungsvoll macht.

Jetzt stürmt ein Cablebahnzug daher, innen vollgepfropft und außen vollbehängt mit Menschen. Rechts und links, vorn und hinten spritzen die Kothlachen hoch auf — fürwahr ein liebliches Bild.

Dazu herrscht augenblicklich in der Stadt eine Unsicherheit — man könnte sie auf die Ausstellung schicken. Abtheilung: „Höhere Frechheit im Räuberwesen.“

Leute, welche das Stehlen für die einträglichste Beschäftigung halten: alte Ex-Zuchthäusler, Spitzbuben im großen Styl, abgefeimte Hochstapler, virtuose Gauner, bei jedem waghalsigen Bubenstück das Leben einsetzend, und dergleichen gesellschaftliches Strandgut — sie alle sind gelegentlich der Ausstellung angetreten. Wenn hier ein

Verbrecher-Congreß abgehalten würde, er könnte von Tausenden der edlen Zunft besucht werden. Die Abruzzen, wie sie die Schauerromane schildern, und die „Böhmischen Wälder“ in Schillers „Räuber“ sind jetzt mit Chicago in einem Athemzug zu nennen.

Die Verbrecher-Chronik der letzten Tage hat eine gar melancholische Färbung. Trotz der viertausend Polizisten, die kürzlich noch um hundert Mann vermehrt wurden, ereignen sich hier Schurkenstücke, welche man für Märchen halten könnte, wenn sie der amtliche Polizeibericht nicht schwarz auf weiß registrirte.

Ich greife auf's Gerathewohl heraus.

Ein Reiter mit schwarzer Maske kommt im abendlichen Dunkel angesprengt, in jeder Hand einen blitzenden Revolver. „Auf die Knie, meine Kinder! Geld und Werthsachen heraus, wem das Leben lieb ist!“ ruft er vier Personen zu. Zitternd wird seine Forderung erfüllt. Im nächsten Augenblick sprengt er mit der Beute von dannen . . . .

In einem Restaurant sitzt eine Runde von Stammgästen. Man plaudert, scherzt, lacht. Drei vermummte Gesellen, Taschentücher vor die Gesichter gebunden, stürmen herein. „Hände in die Höh!“ commandirt der Anführer, den Revolver spannend. Keiner wagt Widerstand. Rasch sind die Taschen geplündert, ist die Ladenkasse ausgeräumt. Mit hochgehaltenen, drohenden Revolvern verlassen die Räuber, rückwärts gehend, das Local und verschwinden im Dunkel der Nacht . . . .

Vor dem Schenktisch einer Kneipe stehen zwei Neger. In der Ecke hockt ein vereinsamter Gast. Die beiden Schwarzen gerathen in Streit. Wie auf Commando greift Jeder nach dem Revolver. Piff! Paff! Puff! — ein paar

Schüsse auf einander, von denen keiner den Gegner trifft, wohl aber den — vereinsamten Gast. Die Neger entfliehen. Der Schwerverwundete wird in's Hospital gebracht . . . .

Im Lincoln-Park — ein später Wanderer. Ein Vagabond taucht auf, hält ihm den üblichen Revolver vor's Gesicht und nimmt ihm Ueberzieher, Rock und Werthsachen ab. Der Beraubte geht weiter, erholt sich von seinem Schreck, freut sich beinahe, daß er so leichten Kaufs davongekommen ist. Ein zweiter Räuber erscheint. Er arbeitet da weiter, wo sein College aufhörte und zieht den Armen noch mehr aus. In Unterkleidern, mit Stock und Cylinder kommt dieser zu Hause an . . . .

Selbst die städtische Morgue ist vor den Verbrechern nicht sicher. Sie drangen in die Todtengewölbe, zogen den Leichen die Kleider aus und schleppten eine Masse Sachen weg, welche wegen möglicher späterer Identificirung unbekannter Todter aufbewahrt wurden.

Inzwischen befindet sich der Chicagoer Polizei-Chef in Baltimore und hält dort im „Gefängniß-Reform-Club" einen Vortrag über das Thema: „Wie kann man Verbrechen verhindern?"

Da der Herr Polizei-Chef die Sache so genau kennt, ob es da vielleicht nicht besser wäre, wenn er — — —

Ich weiß nicht, aber ich denke bloß — — —

III.

Die Deutschen in Chicago. — Ihre Errungenschaften, ihr Vereinsleben, ihre Kneipen. — Auswanderer-Existenzen. — Im Bureau der „Deutschen Gesellschaft“.

Chicago, 17. December.

Hier im fernen Westen klopft ein großes goldenes deutsches Herz: eine halbe Million Menschen deutscher Zunge hausen in Chicago. Da flammt die deutsche Liebe, klingt das deutsche Lied, lacht der deutsche Spott, perlt der echte deutsche Wein und die echte deutsche Thräne....

Und keine Statistenrolle ist es, welche dies Deutschthum hier spielt.

Bei gewaltigen Unternehmungen — die Deutschen kommen zum Worte. Weithin sichtbare Posten bei der Weltausstellung — mit Deutschen sind sie besetzt. Angesichts mächtiger Entscheidungen im Staate — die Deutschen werfen ihr Gewicht in die Wagschale. Die Wahl Cleveland's, des neuen Präsidenten — durch die Deutschen wurde sie ermöglicht.

Ein Hoch, ein dreifaches Hoch diesem sieghaften Aufhissen der deutschen Fahne!

Dabei geschieht des Guten manchmal zu viel. Ein gleich hochfluthendes deutsches Vereinsleben läßt sich schwerlich in einer anderen ausländischen Stadt auftreiben, magst Du den ganzen Erdball umkreisen. Es blühen hier 73 deutsche Gesangvereine, 26 Turnvereine, 12 Militärvereine, 2 Schützenvereine, 15 Geselligkeitsvereine, 14 Kegelclubs, 10 Zitherclubs, der unzähligen Logen-, Skat- und Stammtischvereinigungen gar nicht zu gedenken. . . .

Und alle von verteufelt kräftiger Organisation. Die meisten dieser Vereine erfreuen sich eines Aufsichtsrathes, aus einem halben Dutzend von Mitgliedern bestehend, eines Präsidenten und dann — eines ersten, zweiten, dritten und vierten Vicepräsidenten.

Nach meinem Geschmack vielleicht ein paar Points zu viel „Vicepräsident", aber vierfach hält besser.

Und die deutschen Kneipen in Chicago?

In Bataillonen sind sie vorhanden, vom elegantesten Weinrestaurant an, das sich in irgend einer Hauptstraße brüstet, bis herab zur qualmigen Whiskyspelunke enger Schmutzgassen. . . .

Erschrick nicht, mein Leser, wenn ich gestehe, daß ich diese Kneipen, die Brennpunkte des Chicagoer Deutschthums, so ziemlich alle durchbummelt habe. Du weißt, am Schreibtisch ist das Beobachten socialer Verhältnisse eine faule Sache. Das geht nur inmitten warmpulsirenden Lebens.

Dort, vor den hundertfach verschiedenen, mehr oder weniger prächtigen Schenktischen, jeder von großen Spucknäpfen umlagert wie von einer Batterie Kanonenrohre, treffe ich sie zumeist, unsere braven Landsleute. Da sind jene typischen Auswanderer-Existenzen, die seit ihrer Ankunft in Amerika nacheinander alles Mögliche versuchten, just wie es die Laune des Schicksals wollte.

„Das sind die Klugen," belehrt mich ein alter Practicus. „Hierzulande heißt es die Situation beobachten und wacker zugreifen. Drückt sie Dir gerade eine Schaufel in die Hand oder eine Kellnerserviette — gut, dann schaufele oder schwinge die Serviette! Nur arbeite, arbeite! Greifst Du nicht zu, überlegst Du lange — verloren bist Du. Und im Uebrigen — ruhig Blut und hübsch warm angezogen!"

Man zeigt mir einen ehemaligen Gymnasiallehrer — er wäscht in einem Hotel das Tafelgeschirr; einen ehemaligen Ingenieur — er streicht Tischbeine an; einen ehemaligen Theologen — er pappt meterhohe Reclamezettel an die Mauern; einen ehemaligen Millionär — er hopst als Clown auf einer Tingel-Tangel-Bühne herum.

Am schlimmsten sind Jene daran, welche, bevor sie festen Fuß fassen, sich auf einen bestimmten Beruf capriciren. . . .

Ich mache einen Besuch auf dem deutschen Consulat. Während ich mich mit dem Consul Dr. Bünz unterhalte, tritt ein Deutscher ein, reducirt vom Wirbel bis zur Sohle. In fliegender Hast, dann stoßweise, stockend, zitternd erzählt er eine Jammergeschichte. Er ist Kaufmann, hat seit Wochen alle vacanten Kaufmannsstellen abgelaufen und nichts gefunden. Heute gab er seine letzten paar Cent für eine Cablebahnfahrt nach einem entlegenen Stadttheile aus. Er traf dort einige neunzig Bewerber, welche schimpfend abzogen, weil die Stelle bereits besetzt war. Jetzt bittet er um eine Unterstützung. Er hatte drüben auch das Gymnasium besucht.

„Hier sind meine Zeugnisse,“ sagt er schüchtern. „Ich verstehe Französisch, Englisch, Latein und Griechisch.“

„Es wäre besser, Sie verstünden zu barbiren; dann fänden Sie gleich Beschäftigung,“ erwidert der Consul.

Er hat damit das Richtige getroffen.

„Diese trübe Litanei,“ bemerkt er zu mir, indeß sich die Thür hinter dem Armen schließt, „wiederholt sich hier den ganzen Tag.“ —

Und erst Leute, welche eine „Kunst“ betreiben wollen!

In einer miserablen Spelunke, umgeben von allerhand angetrunkenen, verlotterten Gesellen, treffe ich einen

deutschen Sänger mit einer wunderbaren Tenorstimme. Eben singt er, sich auf der Guitarre begleitend, hinein in den Cigarrenqualm: „Nun sei bedankt, mein lieber Schwan —." Ich hab' es lange nicht in solch' künstlerischer Vollendung gehört.

„Mensch! Sternkreuzbombenelement! Wie kommen Sie hierher?" rufe ich, den Verkehrston dieser Whisky-spelunke nachahmend.

Er glotzt mir mit starrem Auge in's Gesicht.

„Hm! — Ja — blasen Sie mir mal ordentlich den Marsch! Rütteln Sie mich wieder auf! Es ist vielleicht nöthig. . . ."

„Sie, mit Ihrem Stimmmaterial — mit Ihrem Vortrag — ein Künstler — wie können Sie hier, in diesem Loch . . ."

„Du lieber Gott! . . . In Chicago! . . . Was wollen Sie! . . . Ich hab' fünf Kinder und eine schwindsüchtige Frau. Da mußt' ich den „Künstler" an den Nagel hängen. Jetzt sing' ich jeder Lumpenbande was vor, wenn's nur Mammon bringt."

Seine magere Hand greift nach dem Glas Whisky. Er stürzt es in einem Zug hinunter. Dann zupft er auf der Guitarre ein paar einleitende Accorde und singt das schöne Lied:

Ach du mein lieber Hei—ne—rich,
Hi — ha — Hei—ne—rich,
So geschwinde tanz' ich nich,
Ti — ta — tanz' ich nich." — —

Der Nothhafen, wo die deutschen schiffbrüchigen Existenzen zuletzt landen, ist die „Deutsche Gesellschaft". Sie sucht zu helfen, soweit es ihr möglich ist. Hier, in diesen Bureaux, deren Pulte seit Jahren soviel zum Wrack ge-

wordene Menschen sahen, zeigt sich die Noth in allen Größen und allen Sorten. Eben kommt eine bleiche, ausgehungerte Frau mit drei kleinen Kindern an — noch todtmüde von der wochenlangen Meer- und Eisenbahnfahrt. Sie will ihren längst in Chicago weilenden Mann aufsuchen, hat aber — seine Adresse vergessen, das Fundament ihrer hiesigen Existenz. Was haben die Frauen in dieser Welt noch nicht vergessen! . . .

Ein kurzes Berathen der Beamten — dann das traurige Resultat: sie muß in's Armenhaus, bis der Mann ausfindig gemacht wird. Dazu ist in der Millionenstadt, wo es kein Meldeamt giebt, freilich wenig Aussicht vorhanden.

O, des Auswandererelends, das sich in der „Deutschen Gesellschaft" während der Stunden meiner Beobachtung vor mir ausbreitet! Bei diesen armen Teufeln — Muth, Lebenskraft, Unternehmungslust — Alles gebrochen. Wie aus ihrem heimatlichen Boden gerissene Pflanzen suchen sie vergebens im fremden Lande Wurzel zu fassen.

Aber nie eine Klage, nie ein Wort gegen Dich, Deutschland! Sie tragen die Heimath nur umso tiefer im Herzen, je mehr sie in der Fremde schmachten. Deutschland nicht wieder zu sehen ist ihr Kummer, Deutschland nicht zu vergessen ihre Freude. —

Nur Wenige sind es, die wieder heimkehren können. Was sie jetzt hier suchen, ist nichts weiter als ein Stück Brod und ein warmer Winkel . . . Als sie von Deutschland auszogen, da sah es anders aus in ihren Köpfen. Da erschien ihnen daheim Alles müde, morsch, verstaubt, da spukte ihnen die neue Welt mit ihren neuen Idealen im Hirn . . . .

Sie haben sie jetzt kennen gelernt, diese Ideale!

IV.

Chicagoer Schlachthäuser. — Der Gauner von einem Stier. — Eine blutdunstdurchhauchte Gegend. — Im Wurstdepartement. — Chicagoer „Frankfurter“. — New-York will frühstücken.

Chicago, 24. December.

Hast Du einmal neuntausend Ochsen beieinander gesehen? . . . Nein? . . . Aber Du kannst Dir mit etwas Aufwand von Phantasie eine solche Riesenheerde leicht vorstellen: eine auf- und niederwogende Masse zusammengedrängter Rücken, ein Wald halbmondförmig gekrümmter Hörner, ein Getrippel und Getrappel langsamer Beine und dazu „Mä—äh!“ — „Mu—uh!“ — „Mä—äh!“ in allen Tonarten. . . .

Gut . . . .

Jetzt denke Dir, daß diese compacte Majorität innerhalb fünf bis sechs Stunden geschlachtet wird — nein, nicht bloß geschlachtet, sondern auch nach sämmtlichen Regeln der edlen Fleischerkunst vollständig verarbeitet, verpackt und in alle Welt expedirt — so hast Du einen Theil der Tagesarbeit aus den Chicagoer Schlachthäusern.

Und der andere Theil? Er besteht im Schlachten von täglich 30000 Schweinen und 20000 Schafen. —

Die Ausstellung hat alle Nationen des Erdballs zu Gaste geladen. Gar mancher der Besucher wird auch die Chicagoer Schlachthäuser sehen wollen, die größten der Welt. Ich will sie Dir schon heute zeigen. Darum rasch zurück zu unseren Ochsen.

Sie sind soeben auf einer der zwanzig, in die Schlacht-

häuser mündenden Bahnlinien aus fernem Westen angekommen: aus den Bergschluchten von Nevada, den Prairien Arizona's, den Triften in Neu-Mexiko, noch ganz voll von Erinnerungen an die Freiheit. Die tagelange Reise hat sie ermüdet. Jetzt wollen sie nicht über die großen, nach den Schlachthäusern führenden Viaducte laufen.

Kuhjungen zu Pferde treiben sie mit Stöcken, mit Brüllen und Jodeln, mit mächtigen, aus Schläuchen niederprasselnden Wasserstrahlen an. Aber Ochsen lassen sich schwer zureden. Oder wittern sie den nahen Tod?

Da — etwas Merkwürdiges! . . .

Behäbig trottet ein alter Stier daher. Wegkundig wie er ist, merkst Du ihm sofort an, daß er sich hier zu Hause fühlt. Und richtig, er lebt schon lange in diesen Palästen des Todes, von früh bis Abends damit beschäftigt, die schwerbeweglichen Viehheerden nach den Schlachthäusern zu führen.

Jetzt mischt er sich unter die Ochsen, beschnuppert sie, erzählt ihnen vielleicht dabei, daß ganz in der Nähe ein saftiger Weideplatz liegt. Das springt von Seele zu Seele — der Ochsenseele. Hei, welche Freude! . . .

Nun stellt er sich an die Spitze der Heerde, schreitet den langen, hochgeländerten Viaduct hinauf, indeß alle, alle folgen. Das läuft, als ob in ihren Köpfen gleich einer Vision schwellende Hügel mit langem, wogendem Gras und süßen Kleebüscheln spuken; noch mehr — das läuft, als sei da oben eine Börse — die Ochsenbörse — wo speculirt wird; das läuft — direct in die Schlachträume.

Und unser Gauner von einem Stier?

Vor dem großen Thor, durch welches jetzt die gehörnte Masse drängt, ganz eingehüllt in eine Staubwolke, tritt er beiseite, macht Kehrt und trottet ohne jeden Ge-

wissensbiß zurück, um einen neuen Trupp seiner nichts ahnenden Verwandten in's Verderben zu geleiten.

Wenn der Schwindel bereits im Thierreich solche Triumphe feiert, wenn es schon bei den Ochsen nicht mehr heißt: „Leben und leben lassen!“ — nein, dann wird es ungemüthlich in dieser Welt. —

„Nun, bitte, treten Sie in einen Schlachtraum ein!“ sagt mein Führer. „Wir schlachten hier nur nach der neuen Mode.“

Ich stehe plötzlich in einer Atmosphäre von dampfendem Blute, inmitten von Hunderten eben hingestreckter dampfender Ochsen, inmitten von dampfendem Leben und dampfendem Fleisch... Ach ja, sie schlachten hier nach der neuen Mode.

Und in dieser Hölle eine Armee von Schlächtergesellen, jeder in seiner Art ein Specialist. Einige schlagen die Ochsen, welche ununterbrochen durch die schmalen, sich nach und nach verengenden, hier einmündenden Gänge auf den Plan treten, mit sicherem Hieb nieder. Andere hängen ihnen eine Maschinerie an die Hinterbeine; im Nu schweben die betäubten Thiere an der Decke. Wieder andere stoßen ihnen das Messer in den Hals, schlitzen die Körper auf, ziehen das Fell herunter, schneiden die Zungen heraus, zersägen die Schwanzknochen, zerhacken die Rückenwirbel oder theilen mit kräftigem Beilhieb jedes Thier in zwei Hälften. . . . Das Alles in fieberhafter Geschwindigkeit und in festgebanntem Schweigen.

Dabei sind überall entsprechende Maschinen behilflich, Stück für Stück durch einen Hebeldruck von einer Abtheilung in die andere bewegend. . . . Ein paar Wagen rasseln vorüber, schwer beladen mit abgehackten Ochsenfüßen. Ha, als die noch in der weiten, grasreichen Prairie herumsprangen!

Drüben über der Mauer erhebt sich ein Gebirge von abgehackten Ochsenköpfen. Mir ist, als ob mich die großen Augen vorwurfsvoll anglotzten. In einem Moment der Schwäche erschrickt das Herz bis in das zarteste Gefaser hinein. O, hinaus, hinaus aus dieser blutdunstdurchhauchten Gegend! —

Ich besuche die Kühlräume. Es herrscht eine Kälte darin, als wäre hier ein grönländischer Eisberg einlogirt. Wohin der Blick fällt — überall lange Straßen, tiefe Gänge, einförmige Quadrate von Fleisch, Fleisch und wieder Fleisch. Zumeist ist es bereits in Rücksicht auf den bevorstehenden Versandt in weiße Säcke eingenäht, wie im Sommer die Ballroben unserer Modeschönheiten.

Beim Anblick dieser reichgefüllten Speicher kommt mein Führer förmlich in's Schwärmen. Während ich eine wahre Fleisch-Friedrichstraße ziemlich gedankenlos dahin walle, hält er mich plötzlich beim Aermel, klatscht kräftig auf den Hintertheil eines großen Stiers und meint:

„Ja, mein Herr, das ist eine Waare. . . . Ich sage Ihnen . . . Sie können weit in der Welt herumziehen, ehe Sie wieder so etwas treffen.“

Ein stolzes Lächeln fliegt über sein Gesicht. Wo habe ich ein solches Lächeln doch schon gesehen? . . . Ach ja, es ist dasselbe siegesfreudige Behagen, welches einst das Gesicht eines Lyrikers verklärte, als er mir seine neuesten Verse vorlas. Hat nun Dieser Poesie — geschlachtet? Hat Jener hier so großartige Fleischportionen — gedichtet? Ich mag es nicht entscheiden. —

Man geleitet mich in's Wurstdepartement.

O, Realisten mit Feder und Stift, helft mir das fabelhafte Reich dieser Wurstherstellerei gebührend schildern! . . . Ein Blick über die unzähligen Messer in den Maschinen,

mit rasender Geschwindigkeit Fleisch zerkleinernd, über die starren Wogen aller Fleischsorten, über die Anhöhen von Gedärmen — und ich weiß, daß hier Wurst für alle fünf Erdtheile gestopft wird. Jetzt begegne ich einer plastischen Verkörperung des so oft vernebelten Begriffs: „Mir ist Alles Wurst.“ —

Die hier beschäftigten Arbeiter sind zumeist Deutsche. Ob unsere Landsleute gerade zur Wurstmacherei hervorragend talentirt sind? Bisher war mir's fremd.

Mein Begleiter führt mich nach einer Separat-Abtheilung.

„Das wird Sie besonders interessiren.“

„Inwiefern?“

„Hier werden die Chicagoer ‚Frankfurter‘ gemacht.“

„Chicagoer ‚Frankfurter‘!“ . . . Ein Schauer von Heimweh durchfluthet meine Seele. —

In einem weiteren Raum hängen zweitausend ausgeschlachtete Schafe — ohne Fell, ohne Kopf, ohne Beine.

„Hier wird illustrirt,“ erklärt mein Führer.

„Wie? Illustrirt?“

„Ein solches Thier muß doch ein Gesicht kriegen, wenn's im Schaufenster paradiren soll. Sehen Sie nur . . .“

Etwa fünfzig Arbeiter zeichnen mit spitzen Messern auf die rothschimmernden Häute allerhand Arabesken, Blumen, Bäume, Figuren.

„Nicht wahr — schön! . . . Was dem Auge gefällt, schmeckt auch dem Magen.“ —

Die Packräume, wo all' das Fleisch versandtfertig gemacht wird, mag ich nicht mehr sehen. Nur im Vorübergehen werfe ich einen Blick in eine Abtheilung, in welcher man täglich in Blechbüchsen viele Tausende von Rinds-

zungen verlöthet. Ha, wenn die jetzt alle auf einmal losblökten! „Mä—ä—äh!“ . . .

Jetzt ahne ich langsam, welche Unmassen Fleisch die Menschheit vertilgen kann. Und da sollen noch Leute herumsteigen, die von Idealen leben! —

Als ich in's Freie trete, sehe ich acht frischgeheizte Locomotiven. Sie müssen Extrazüge von Fleisch nach den großen Städten des amerikanischen Ostens führen. New-York, Philadelphia, Baltimore wollen frühstücken.

Den ganzen westlichen Himmel nach Californien zu bedeckt ein von der heimgehenden Sonne angeglühtes Wolkengebirge. Es deutet nach jenen Gegenden, von woher bereits wieder Dutzende von Eisenbahnzügen keuchen, um den Schlachthäusern neue Opfer zu liefern . . . .

Meine Nase aber freut sich, daß sie frische Luft athmet; während der stundenlangen Wanderung wußte sie beim besten Willen nicht, für welches Verbrechen sie zu büßen hatte.

V.

Chicago bei Nacht. — In Begleitung zweier Detectivs. — Opiumkneipen. — Verbrecherspelunken. — Negerspielhöllen. — Im Massenquartier.

Chicago, 4. Januar 1893.

Das war eine Nacht! . . . Brrr! . . . Qualitäten von Menschen giebt's und Löcher, die sich als „Wohnungen" brüsten, und Schmutzspelunken — o mein Gott! . . .

Doch ich will hübsch nach der Reihe erzählen.

Mancher Weltausstellungs-Besucher, der tagsüber die von allen Nationen des Erdballs aufgebauten Schätze bewundert, will vielleicht auch jenes Chicagoer Leben kennen lernen, welches abseits liegt von den Tummelplätzen des Luxus.

Hab's deshalb im Voraus durchgemacht. Mir ist, als hätte ich einen Gang durch die Hölle unternommen. Was ich gesehen — ich weiß nicht, soll ich es aus tiefster Seele bedauern oder aus vollstem Herzen verachten . . . . Am liebsten Beides.

Ich gehe zur Chicagoer Polizei, in's Hauptquartier der Detectiv-Abtheilung.

Beim Chef kein großer bureaukratischer Brimborium. Vorgestellt, legitimirt, Zweck meines Kommens erklärt; ich benöthige zu einer nächtlichen Studienreise zwei Detectivs . . . .

Bewilligt. —

Nun Abends neun Uhr. In ausgesucht fadenscheiniger Toilette, in der Tasche eine möglichst leichte Börse, an der Seite die beiden strammen, revolverbewaffneten Polizisten, im Herzen eine gute Portion Unternehmungslust — so trete ich meine Nachtwanderung an . . . .

Es geht nach dem Süden der Stadt.

Unterwegs entwickele ich den Detectivs mein Programm. Ich mag nicht jene in allen Weltstädten so ziemlich gleichuniformirten Hallen sehen, in denen Alles, niemals aber das von Dichtern besungene „Ewig-Weibliche" zu Hause ist. Was ich vielmehr kennen lernen will, soll das characteristische Chicagoer Nachtleben sein: Chicagoer Lasterhöhlen, Chicagoer Verbrecherspelunken, Chicagoer Sumpflöcher und dergleichen schöne Gegenden . . . .

„All right, Sir!"

Wir schreiten plaudernd dahin. Der eine meiner Begleiter scheint ein etwas pessimistisch angehauchter Philosoph zu sein.

„Ja, mein Herr," erklärt er, „wenn Sie die Welt mit meinen Augen anguckten! Ich theile die Menschheit in zwei Gruppen ein: in Verbrecher und in halbwegs anständige Leute. Gruppe eins bildet zuweilen die Majorität."

„Nanu!" will ich geistreich entgegnen. Aber die Stille ringsum verschließt mir den Mund. Unsere Schritte verhallen einsam auf dunkler Gasse. Höchstens, daß ein paar schlotterige Gestalten vorüberhuschen.

Nacht, o Nacht — o heilige Nacht! . . .

Drüben am einsam stehenden Haus eine flackernde Laterne, gleich einem aufzuckenden Irrlicht.

Wir treten ein.

Eine chinesische Waschanstalt. Oben, unten, rechts, links — überall Regale, ganz vollgepfropft mit schmutziger Wäsche. Puh — meine arme Nase! In der Mitte ein dampfender Kübel, an dem zwei langbezopfte Chinesen herumplätschern.

Ein altes, pfiffig schmunzelndes Gelbgesicht erscheint. Kurzes Parlamentiren mit den Detectivs, dann öffnet sich

an der Seite eine niedrige Bretterthür, der Eingang zur — Opiumkneipe.

Wir stehen vor einer Reihe kleiner Cabinen, jede mit einer Matratze versehen. Hier das schmutzige Terrain, wo sich die heiße Phantasie berauschter Opiumraucher eine goldene Welt erbaut.

Ich sehe einen hingestreckten Chinesen, der eben aus pfahldicker Pfeife lospafft; sehe, wie aus dem ausgemergelten Gesicht heraus die Augen unheimlich glänzen, flimmern, flackern; wie die Hände nervös herumtasten und die Beine sich behaglich strecken.

Mit Grauen betrachte ich ein vom Opiumrausch geröthetes Gesicht in einer nächsten Cabine. Es flammt, als wäre es von allem Glück des Erdballs angeglüht. In voller Geistesabwesenheit beginnt der Mund zu stammeln: „Ka—a—a—ahn! . . . Wei—ßes Se—gel! . . . Blu—u—u—me! . . . Fri—sche Blu—u—u——“

Durch die Bretterritzen der weiteren Cabinen glitzert Licht. Drinnen noch mehr „Glückliche“ . . . . Arme Menschen!

Von draußen kommen neue aschfahle Gesichter.

O, wenn sie morgen, bei fürchterlich stechendem Kopfschmerz, den mörderischen Opiumrausch von heute in einer Minute der Reue als giftdurchhauchten Qualm, Rauch, Dunst erkennen! Wenn sich ihnen nach der Betäubung die Welt nur um so fader und öder zeigt! . . .

Die schmutzige Waschküche da vorn, verglichen mit dieser Opiumspelunke — ein eleganter Salon ist's. —

Wir sind wieder im Freien. Die Straße wird kothiger, das vorüberziehende Gesindel zahlreicher, die Finsterniß compacter.

Jetzt steigen wir in ein Erdgeschoß hinunter, klopfen

an eine schlechtschließende Thür, indeß die Detectivs die Hand in der Rocktasche an den Revolver legen. . . .

Drinnen Zusammenstoßen von Gläsern, Klirren zerbrochener Flaschen, heiseres Gröhlen. Ein Kerl in dunkeln Hemdärmeln, mit mißtrauisch funkelndem Blick, öffnet.

Hier eine Whiskykneipe, eine Verbrecherhöhle der niedrigsten Sorte, mit durchweg betrunkenem Publicum.

Wir setzen uns bescheiden in eine Ecke.

Am Nachbartisch entwickelt sich eine Art Festlichkeit. Große, breitschultrige Hallunken, verwegene Gaunergesichter, lachen, trinken, klappern mit Dollarstücken. Ein Verbrechergelage ob des Gelingens wer weiß welcher Schurkerei. Wird jetzt ein Meineid gefeiert? Zu einem Diebstahl gratulirt? Für eine Mordthat gedankt?

Sie sind meinen Begleitern alle bekannt — diese Herrschaften.

„Wie die da hocken,“ meint der eine, „haben sie zusammen etwa 125 Jahre Zuchthaus abgemacht.“

Der Wirth schiebt eine neue Schnapsbatterie auf den Schenktisch. Der Lärm, dies Kreischen der Galgenvögel, vermischt mit Fluchen und Branntweindunst, wird größer. Wo ist ein Menschlichkeitsgefühl, das sich Angesichts dieses gesellschaftlichen Kehrichts nicht empört! . . .

Mir däucht, ich befinde mich in einem großen Grab. Was da Alles modert: jedes warme Empfinden, jedes goldene Erinnern, jedes sonnige Hoffen! Die verrußten Kellerwände erscheinen wie ein aufgespanntes Leichentuch.

Da plötzlich — drüben gedämpftes Wispern.

Ich fühle leidenschaftlodernde Augen herüberglotzen. . . . Die Riesengestalten meiner Detectivs richten sich hoch auf. In ihren Gesichtern eiserne Ruhe.

„Wir sind erkannt,“ flüstert der eine; „entfernen wir

uns so unauffällig wie möglich. Unsere Anwesenheit reizt die Vagabonden."

Widriges Lachen folgt uns.

O, ob der moralischen Schwüle dieser Verbrecherhöhle! Wenn da ein Blitz hervorzuckt! —

Wirre Locale sind es, die wir im nächtlichen Weiterziehen betreten. Endlich in einer regelrechten Spielhölle — aber was für einer!

Der ganze Spieltisch ist von schwarzbraunen, dicht zusammengedrängten Negergesichtern verbarricadirt. Wulstige Lippen, durchblitzt von weißen Zähnen, struppige Haare, krause Bärte — so das Ensemble. Die listigen Augen stieren auf die Kreideziffern des schmutziggrünen Tisches. Es geht hoch her in Bezug auf Gewinnst, noch höher in Bezug auf Verlust. Ob die Neger dabei zuweilen erröthen oder erbleichen? Ich weiß es nicht. Aber gar oft flammen ihre Augen unheimlich auf. —

In der State-Street besuchen wir ein Massenquartier allerletzter Garnitur — eins, wo das Uebernachten zehn Cents kostet.

Was den Tag über in den abgelegenen Straßen Chicago's herumstreift, hungernd, stehlend, bettelnd, frierend — am Abend findet es sich hier zusammen, um zu schlafen. Zähneklappernd, die Hände in den Hosentaschen, den Kopf zwischen die Schultern gezogen, so schleicht es zum niedrigen Thor herein.

Wer nur wenige Cents zusammenscharrte, der eilt in die Branntweinspelunke, um mit diesem Trunk im Leibe auf das Dasein eine bessere Aussicht zu genießen. Wem es aber gelang, sein Capital auf die Höhe von zehn Cents zu bringen, der klopft an die Thür des Massenquartiers .... Hier in sechs Etagen Strohsack an Strohsack, Matratze an Matratze — zu Tausenden.

Schlaft wohl, Ihr Armen! —

Die Nacht ist weit vorgerückt. Noch kurze Zeit, dann zieht über den Michigan-See herüber der dämmernde Morgen. Nun schläft Chicago.

Ich bin der düstern Eindrücke müde, todtmüde. Noch eine Stärkung durch einen frischen Trunk, eine „Gute Nacht!" — besser einen „Guten Morgen!" — für meine wackeren Detectivs und dann — zurück nach dem Norden der Stadt. —

Als ich in meiner Wohnung anlange, athme ich tief und glücklich auf.

VI.

Die Weltausstellung im Schnee. — Ausstellertypen. — Die „Schreibmaschinen-Fräuleins". — Ein Königreich für eine Columbus-Briefmarke!

Chicago, 14. Januar.

Die ganze Weltausstellung steckt gegenwärtig im Schnee — ein feingemahlener, funkelnder, dreister Schnee, der beim leisesten Windstoß vom Michigan-See her in die feinsten Ritzen dringt. Man wundert sich ordentlich, daß er die Herzfalten noch unversehrt läßt. . . .

Ueber den gewaltigen Prachtbauten, den kühnaufstrebenden Thürmen, den weitbogigen Kuppeln ein düsterer, blaßgrünlicher Himmel. Verödet sind die imposanten Plätze, die verschlungenen Wege, die hohen Säulengänge.

Das Ameisengewimmel ruhelosester Thätigkeit hat sich in die Gebäude geflüchtet. Es darf keine Kunstpause eintreten, wenn rechtzeitig die Gardine über diesem Welttheater aufrauschen soll. —

Alle fünf Erdtheile sind jetzt eifrig beim Auspacken, oder — um mich deutsch auszudrücken — beim Installiren. Locomotiven, Dampfkrahne, Maschinerien jeder Art müssen dabei behilflich sein; denn große Gedanken, in Thaten umgesetzt, gehen hier vor Anker, und Millionen Dinge sind's, welche Cultur, Intelligenz, geistiges Streben auf diesen Gabentisch des Erdballs niederlegen.

Was mich heute interessirt, ist das anwesende Publicum. Vertreter aller Nationen, Leute aller Herren Länder sind bereits auf dem Posten. In ihnen verkörpert sich gewissermaßen ein Abklatsch der ganzen Menschheit mit ihrer

Geschäftigkeit, ihrem Concurrenzfieber, ihrer Hetzjagd nach Erfolg.

Wo kann ich Dir diese Leute am besten vorstellen? Wo treffen sie hier in einem Raum zusammen? Etwa in einem großen Ausstellungs-Restaurant? Giebt's noch nicht. Im Sommer, wenn ich mir die Legionen von Fässern vergegenwärtige, welche dann angezapft werden, und die Millionen Gläser Bier, die dann schäumen — da ist es eine andere Sache. Jetzt existirt für den ganzen Riesenausstellungsplatz nur eine einzige kleine Kneipe im Erdgeschoß des Administrationsgebäudes.

Trotten wir dahin. . . . Für einen Anschauungsunterricht in der Völkerkunde ist das der geeignete Platz und die Frühstücksstunde die geeignete Zeit.

Nun mitten hinein in den Trubel . . . .

Ein unermüdliches Kommen und Gehen, so daß ich feststehen muß, wenn mich der Strom nicht beseite schwemmen soll. Endlich erobere ich eine Tischecke, wo ich meinen Beobachtungsposten aufschlagen kann.

Eine gar bunt zusammengefegte Gesellschaft. Alle etwas erregt, hastig, nervös. Einige mit verwetterten Gesichtern, denen man auf zehn Schritte ansieht, daß sie die Sonne des Südens verbrannte, der Sturm des Nordens umtobte; Andere mit müdem Blick, als steckten ob der langen See- und Eisenbahnreise noch hundert Strapazen in ihren Gliedern.

Dazu ein wirres Durcheinander von allerhand Sprachen. Während ich einen Teller Suppe hinunterlöffele und die Phantasie besonders zu tollen Streichen aufgelegt ist, komme ich mir vor wie ein Delegirter zum Congreß beim Thurmbau zu Babel.

Ringsum an den Tischen sitzen echte Ausstellertypen.

So kann sie nur das Weltereigniß einer solchen Ausstellung zusammenwürfeln. . . .

Einer kam von Bombay, ein Anderer von Grönland, ein Dritter von Treuenbrietzen an der Knatter, ein Vierter von Havanna. Der da hat seine schwellenden Hoffnungen auf einen „ersten Preis" über den Stillen Ocean gefahren, Jener dort seine Geschäftssorgen in Petersburg gelassen. Eins aber haben sie Alle gemein: die herzwarme Begeisterung für die Ausstellung. . . .

Dazwischen hockt mit tiefliegenden Augen und hohlen Wangen ein Erfinder, verdüstert in's Weinglas starrend, als müsse er weiter über sein unfügsames Problem nachgrübeln, weil ein paar widerspenstige Räder noch nicht recht mitthun wollen. —

Und all' diese fremdartigen Individuen!

Da sind meine Tischnachbarn — ein Araber aus Cairo und ein Chinese aus Peking.

Der Araber in rothem Fez und blauen Pluderhosen, der für gewöhnlich draußen am „Vergnügungsplatz" an der „Straße in Cairo" herumarbeitet, ist ganz entsetzt, daß jetzt dieser frech energische amerikanische Wind mächtige Schneewehen in seine schöne orientalische Straße fegt. Hellfluthender Sonnenschein gehört zu diesen verschwiegenen Haremsfenstern, zu diesen schlanken Minarets, zu dieser feierlichen Moschee. . . .

Der breitgequollene Chinese will im Jackson-Park ein großes chinesisches Café etabliren, wo zierliche, schlitzäugige Chinesinnen in buntbemalten Tassen, eine Idee größer als ein Fingerhut, den edlen Trank credenzen. Er bangt nur, ob diese prosaischen Yankees eine solch' auserlesene Specialität zu würdigen wissen.

Mit weit von sich gestreckten Beinen sitzt dort ein

hochaufgeschossener Amerikaner, der eben von seiner Heimath Californien erzählen will.

Ob der Wunderdinge, welche ich jetzt aus directer Quelle vom Goldland zu vernehmen hoffe, durchzittert eine Freudenwelle mein Herz. Schon sehe ich im Geiste das Thal des Sacramento und wildzerrissenes Gefelse und vereinsamt erhabene Naturpracht.

Mein Californier aber spuckt mit einem großen Aufwand von Lungenkraft in einen der umfangreichen, vor dem Tisch thronenden Blechnäpfe, reißt dann den Mund zum Gähnen auf und berichtet, daß man nirgends so miserablen Käse antrifft, wie in diesem San Francisco.

Ein anderes Original ist ein Cigarrenaussteller. Wenn er von seinen Glimmstengeln spricht, verklären sich seine Züge gleich denen des Columbus, als er zum ersten Male die Aussicht auf Amerika genoß.

„Wie? . . . Wat? . . . Meine Cigarren — ick sage Ihnen, det muß man kennen. Keen Räuberhauptmannsknaster, keene Jiftnudeln nich — Jott bewahre! Wer die nich lobt, darf überhaupt nich mehr mitreden in der Welt. Ick sage Ihnen, die werden Aufsehen erregen uff die Ausstellung. Woll'n mal später d'rüber een Ton reden."

Wieder Einer hat seine Ausstellungsgüter von Budapest bis Chicago persönlich begleitet, weil die kostbare Waare nicht so mutterseelenallein reisen sollte. Bei jeder Umladung zankte er sich mit den Spediteuren. So oft jetzt das Wort „Spediteur" in der Unterhaltung wiederkehrt, rollen seine Augen wie die eines bengalischen Tigers. Wo es Beschwerdebücher gab, hat er wegen der schlechten Behandlung seiner Waaren fulminante Beschwerden vom Stapel gelassen.

„Die Resultate werde ich nächstens erhalten. Aber dann — aber dann — Gnade Gott Euch Spediteuren."

Eine Zorneswolke leuchtet auf seinem Gesicht, und ich wundere mich, daß er dabei vergißt, mit der geballten Faust auf den Tisch zu schlagen.

Gut, wenn er es unterläßt, denn jetzt treten Damen auf.

Es sind etwa ein Dutzend „Schreibmaschinen-Fräuleins“, deren kleine Hände den ganzen Tag auf den Tasten der Schreibmaschinen in den Ausstellungsbureaus herumspielen, correspondirend mit der ganzen Welt. . . . Jetzt, dort am reservirten Tisch, tagt für sie die Frühstückspause. Rosige Gesichter, geschmeidige Taillen, Mädchengekicher, sonnige Heiterkeit — das bringt wohlthuende Abwechselung in diesen internationalen Wirrwarr.

Nur Eine blickt schwärmerisch vor sich hin; die Finger ihrer Rechten klappern selbstvergessen auf dem Tisch herum. Ob sie in Gedanken einen Liebesbrief heruntertastet? Ihre braunen, feurigen, dichtbewimperten Augen werfen Gluthblicke in's Leere — und ich glaube, daß ich mich nicht täusche. —

Ich verlasse die Kneipe.

Den Weg daher ziehen Pferde auf zwei Schlitten eine riesige Gyps-Venus durch den Schnee. Ein Arbeiter sitzt auf ihrem Brustkasten, einer auf der Schulter, mehrere hocken auf den Beinen. Alle sehen ob der grimmen Kälte gar finster aus. Nur die Venus blickt anmuthig lächelnd über den funkelnden Schnee dahin, während es mich schon bei ihrem Anblick friert. —

Nun zurück zur Stadt.

Vor der Hauptpost ein colossaler Menschenauflauf. Tausende drängen durch die Pforten. Kaum, daß es der Polizei gelingt, die Ruhe einigermaßen aufrecht zu erhalten.

Was in aller Welt ist los?

Die neuen Briefmarken, die Columbus-Marken, sind

angekommen. Jeder will zuerst haben. Man kauft und kauft, als gälte es, die ganze Welt „frei“ zu machen. Einer verlangt sogar vom Beamten die schriftliche Bestätigung, daß er sich die Marken gleich am ersten Tag anschaffte. Der aber schleudert ihm ein Wort entgegen, welches ich nicht sofort übersetzen kann. Nach meiner flüchtigen Schätzung heißt es ungefähr: „Patentfatzke“.

Geradezu wüthend geberdet sich ein junger Mann. Er darf seiner Braut nicht eher wieder schreiben, bis er den Brief mit einer Ausstellungsmarke beklebt.

„Eine Briefmarke — eine Briefmarke! Ein Königreich für eine Briefmarke!“

VII.

Das größte Gebäude der Welt. — „Aneinander geschobene Regenbogen.“ — Enorme Architectonik. — Ein wirrer Traum.

Chicago, 21. Januar.

Nun, Apollo, steh' mir bei, damit ich meinen frischgestriegelten, frischgezäumten Pegasus würdig herumtummele! Es gilt, das größte Gebäude der Welt zu schildern.

Also — auf nach der Weltausstellung!

Aus weiter Ferne blickt er schon herüber, dieser meilenumfassende, phantastische, himmelaufragende Wirrwarr von Palästen, Kuppeln und Thürmen, diese geniale Architectonik; von einem Riesengeist in scheinbar grandioser Unordnung durcheinander gestellt — dieses gewaltige Traumbild einer gewaltigen Wunderstadt.

Kaum, daß Dein Auge da hinten einen Ruhepunkt findet. Doch auf eine bläulich schimmernde, am Horizont hängende Fläche heftet es sich immer wieder: auf das immense Glasdach des „Manufacturpalastes“.

Das größte Gebäude der Welt! . . .

Im Vorwärtsschreiten erweitert sich Deine Seele; Bewunderung quillt auf.

Schnell läßt Du in der Erinnerung die hervorragendsten Bauten aller Erdtheile, mit denen Du in goldener Zeit auf der Schulbank oder später durch glückliche Reisen Bekanntschaft machtest, Revue passiren. Du gedenkst der Cheops-Pyramide, der Peterskirche, des Colosseums, der Akropolis. Keine erreicht die Größe dieses Manufacturpalastes.

Seine Hallen und Bogengänge spiegeln sich in den

Fluthen des Michigan-See's, dem er dicht auf den Leib gerückt ist. Rasenplätze, Promenaden, der Ausstellungshafen, eine wasserreiche Lagune mit bewaldeter Insel — so die übrige Nachbarschaft. Daran schließen sich das Electricitätsgebäude, das Regierungshaus der Vereinigten Staaten, die Fischereiausstellung.

Anfangs sollte sich auf dem Platz des Manufacturpalastes ein halbes Dutzend Einzelgebäude erheben. Die hochflackernde amerikanische Unternehmungslust übertrumpfte dieses Project.

„Spannen wir über den ganzen Platz ein einziges Dach, vereinigen wir die geplanten Gebäude zu einem einzigen — und wir haben etwas Ordentliches geschaffen!“ hieß es.

Nun stehe ich vor einem gigantischen, säulenumfaßten Portale — weit größer als der Triumphbogen zu Paris. Und acht solcher Portale besitzt der Palast.

Aber hinein in — „die kleinste Hütte!“

Hochstrebende Bogen, schwerwuchtende Pfeiler, ein Wald von Säulen, eine Unmasse Gallerien und Treppenhäuser stellen sich vor. Ich befinde mich einer Art Majestät der Architectur gegenüber. . . . Ha, diese enormen, emporstrebenden Eisenconstructionen, sich wölbelnd wie aneinander geschobene Regenbogen!

Ein ob seiner Ausdehnung fürchterlicher, leerer Raum glotzt mich an, bedeckt von einem weitgespannten Glashimmel.

O, jetzt verstehe ich, daß der Fußboden dieses Gebäudes allein drei Millionen Fuß Pfosten und sechs Eisenbahnwaggons voll Nägel beanspruchte; verstehe ich, daß hier tausend gewöhnliche Villen Platz finden könnten, ohne daß das Leben und Treiben ihrer Bewohner an Gemüthlichkeit verlieren müßte; verstehe ich, wie sich die fünfzig

Fuß breite „Columbia-Avenue“ durch die ganze Länge des Palastes ziehen und eine Straße von gleicher Breite sie in einem rechten Winkel durchkreuzen wird.

Mit der Uhr in der Hand gehe ich von einem Ende zum anderen. Bei strammem Schritt brauche ich gerade dreizehn Minuten. Ein Liebespaar, Arm in Arm, noch dazu, wenn es sich unterwegs viel in die leuchtenden Augen blickt, benöthigt mindestens dreiviertel Stunden.

Hoch oben in schwindelnder Höhe, in den Eisennischen, krabbeln graue Punkte herum, wie Sperlinge, am Hausgesims unter der Dachrinne nistend.

Ach so — es sind Arbeiter, die anstreichen.

Wie aus weiter Ferne schallt ein Lied herunter. Der Pinsel fährt leichter über die Eisensparren, wenn Gesang hilft.

Drei Eisenbahngeleise gehen durch den Palast. Locomotiven keuchen daher. Hunderte von Menschen sind mit dem Installiren beschäftigt.

Im Manufactur-Gebäude werden Ausstellungsgegenstände von fünfundvierzig Nationen einlogirt. Die einzelnen Plätze sind durch Farbenstriche abgetheilt — einfache Farbenstriche, welche die Deutschen von den Franzosen, die Italiener von den Türken, die Russen von den Spaniern trennen . . . .

Ach, wie schön, wenn nur Farbentopf und Pinsel die Nationen abgrenzen, wenn es nicht durch blitzende Bajonette und Kanonenschlünde geschieht!

An allen vier Seiten zieht sich eine breite Gallerie entlang, zu welcher dreißig große Treppengänge führen. Ich steige hinauf und betrachte die Geschichte von oben.

Jetzt erst kommen die mächtigen Seitengallerien zur Geltung. Sie sind allein zwei gewaltige Gebäude mit Pfeilern, Säulen, Wölbungen in imposanten Größenver-

hältnissen — jedes etwa hundertmal so groß wie der Berliner Philharmonie-Saal.

Während ich an der Brüstung lehne, erscheint mir Alles noch colossaler. Die Phantasie bevölkert die grausige Leere . . . .

Ich stelle mir vor, da unten wäre ein großer Theater-Zuschauerraum und ein ausverkauftes Haus. Das ganze Publicum — die Bewohnerschaft einer Millionenstadt — applaudirt. O glücklicher Dichter und dreimal glückliche Theaterkasse! . . .

Dann vergegenwärtige ich mir hier einen großen Commers. Tausende und Tausende von fidelen Gesellen sitzen an den Tischen herum. Ein Meer von Bier wird vertilgt. Begeisterte Lieder steigen: „Ha, wie die Pokale blinken —“ oder „Brüder, reicht die Hand zum Bunde—“ ....

Und jetzt erheben sich Alle, um in dieser „Kellerwölbung“ einen Riesensalamander auf den Fortschritt der Menschheit zu reiben. Hei, müßte das klappen und über den blauen Spiegel des Michigan-See's hindröhnen!

Nun umschreite ich das Gebäude von außen — in rund dreiviertel Stunden. Es ist im korinthischen Styl errichtet und übertrifft in Bezug auf stricte Classik alle anderen Bauten. Die zahllosen Säulen- und Bogengänge verlieren durch echt künstlerische Verzierungen alles Monotone. Weibliche Figuren, symbolisch die verschiedenen Künste und Wissenschaften darstellend, architectonische Zierrathe, allerhand Stuccatur und Malereien beleben die großen Flächen. —

Das Herumschlendern in einem solchen Gebäudecoloß ermüdet. Ich trotte heimwärts. . . .

Abends vor dem Einschlafen zittert noch die Bewunderung in meinem Herzen nach. Ich sehe den Palast jetzt

im Geist, wie er unten am Michigan-See träumerisch daliegt — wie sich die Portale, die Säulengänge, die Kuppelwölbungen vom sternflimmernden Nachthimmel abheben. Mir ist, als ob mir das schlafende Gebäude herüberraunt: „Wenn Du mal wieder nach Egypten kommst, grüß' meine Schwestern, die Pyramiden!"

Nach und nach verwirren sich die Vorstellungen; die Einbildungskraft wird trüber. Die Säulen, die Gallerien, die Treppenhäuser mischen sich in ein wunderliches Chaos, das allmählich verschwindet, und dann — dann — — tiefer Schlaf.

Schauriges Erwachen!

Ich habe geträumt, ich sei in einer Gewitternacht bei undurchdringlichster Finsterniß, nur erhellt von zuckenden Blitzen, bei Donnerschlag und Regenguß — mutterseelenallein in diesen Riesenpalast eingesperrt. Ich rufe, schreie, brülle. Kaum, daß meine Stimme ein Viertel des mächtigen Raumes durchgellt. . . .

Das kommt davon, wenn man zu eifrige Studien im größten Gebäude der Welt betreibt!

VIII.

Das „Deutsche Haus". — Eine architectonische Pastete. — Der Sammelplatz deutscher Weltausstellungs-Besucher. — Im „Deutschen Dorf". — Internationale Nachbarschaft.

Chicago, 28. Januar.

Woran erinnert mich nur dieses Gebäude? — Das „Deutsche Haus" auf der Weltausstellung nämlich . . . . Ich grüble und grüble . . . . Ach, woran nur? . . .

Ha — ich hab's!

Es ist in dem altprächtigen, bierdurstigen Leipzig. In der Plagwitzerstraße, unweit der Elsterbrücke, erhebt sich eine originelle Villa, einst das Heim eines namhaften Baumeisters. In froher Schaffenslaune wob er alle Stylarten durcheinander: gothisch, maurisch, Renaissance und andere Herrlichkeiten. In froher Schaffenslaune vermischte er alle möglichen Gebäude: hier eine Portion Schloß, dort einen Happen Kapelle, daneben ein Stückchen Burg, dahinter einige Körnchen Bauernhaus — was weiß ich!

Eine architectonische Pastete ist's, welche auf diese Weise entstand. Vom Gesims aber prangt in gothischen Buchstaben das Verslein herunter:

„Mein Haus, steh fest, kehr nicht dich dran,
Ob dich auch tadelt mancher Mann!" —

Diese Inschrift könnte auch das „Deutsche Haus" ermuthigen, wenn's nöthig wäre — dies prächtige „Deutsche Haus", die Residenz des Deutschthums während des Weltausstellungs-Trubels.

Wo es steht?

Es war hübsch vorsichtig bei der Wahl seines Platzes. Seine Thürme, seine Zinnen, seine Portale spiegeln sich in den Fluthen des Michigan-See's. Ein breiter Weg nur trennt es vom Gestade. Daneben ein Kranz von Gebäuden der verschiedensten Länder, vom Repräsentationshause Großbritanniens an bis hinunter zur bescheidenen Baute des microscopischen Staates Haïti.

Es geschieht nicht aus egoistischem Patriotismus, wenn ich erzähle, daß das imposante „Deutsche Haus" diese Gebäude und Gebäudchen insgesammt erdrückt — erdrückt, wie ein ehrwürdiger, hochaufragender Dom die benachbarten niedrigen Ziegelhäuser.

Sollte den deutschen Weltausstellungs-Besucher einmal das Heimweh packen — im „Deutschen Haus", dem Mittelpunkt des deutschen Lebens auf der Ausstellung, wird es gar bald verfliegen. Denn hier steht er im wahren Sinne des Wortes auf vaterländischem Boden.

Das deutsche Reich hatte seine Schiffe beladen, um die Baumaterialien vom Strande der Heimath nach der neuen Welt zu bringen und da zusammenzufügen. Nichts Bemerkenswerthes am ganzen Gebäude, das nicht von drüben stammt.

Aber — aber — —

Das Hauptgesetz für jedes Kunstwerk ist bekanntlich die künstlerische Einheit. Das „Deutsche Haus" besitzt sie nicht, wollte sie auch nicht besitzen. Bei ihm sind vielmehr — wie bei jener Leipziger Villa, nur in größerem Maßstabe — alle Stylarten durcheinander gewürfelt. Wenn die Architectonik gefrorene Poesie ist — hier mußten Drama, Liebeslied, Idylle, Knüttelvers aneinander gefrieren.

„Dort liegt gerade das Schöne," sagen die Vertheidiger

dieses Baues; „er soll eben die verschiedensten Perioden der deutschen Baukunst vorführen."

Ach, geht mir doch!

Kann man denn die mächtigen Phasen der deutschen Baukunst durch ein paar verschiedene Fensterfronten, Erker und Thürmchen zeigen? . . .

Nie und nimmer . . . . Ebenso wenig, wie sich durch ein kurzes literarisches Potpourri aneinander gereihter Dichtungsarten — etwa einige Strophen „Nibelungenlied", eine Scene „Faust", ein paar Zeilen „Glocke", etliche Verse Heine'scher Poesien — die Entwickelungs-Perioden der deutschen Literatur vorstellen lassen.

Sei es! . . .

Wenn sich erst der Strom der Weltausstellungs-Besucher daherwälzt, wenn der Plan sich schmückt mit frühlingsfrischem Laube, wenn die farbigen Scheiben der Capelle erglühen im Glanz der heimgehenden Sonne — nach dem „Deutschen Haus" wird jedes deutsche Herz gar gern ziehen, ob es mit der Bauart einverstanden ist oder nicht. —

Sollte Jemandem schließlich die vornehme Ruhe darin zu eintönig werden, so kann er sich nach dem „Deutschen Dorf" wenden, wo deutsche Fröhlichkeit und deutscher Durst bei allen Sorten von Musik Triumphe feiern.

Das „Deutsche Dorf!"

Vor Dir ein Idealdorf der verschiedensten Häusertypen. Sie sollen die historische Entwickelung des platten Landes in allen deutschen Gauen vor Augen führen.

Da ist ein westfälisches Bauernhaus, wie es sich in den fetten Dörfern der Gegend von Osnabrück befindet — spitz gegiebelt, die Wände von zahllosem Holzgebälk durchsetzt, an der Giebelseite der Eingang zur Scheune und

zugleich zur Wohnung. . . . Da ist das Schwarzwaldhaus, wie es Auerbach in seinen Dorfgeschichten schildert — das Schwarzwaldhaus, umrauscht von tannendunklen Wipfeln. . . . Da sind Häuser vom Spreewald, vom Hessenland, vom Riesengebirge. . . . Da ist eine Burg mit Zugbrücke und Pallisaden. . . .

Ich mag nicht Alles aufzählen, was rege Unternehmungslust in bunter Abwechselung hier auf den Plan gestellt hat.

Und Alles hübsch bei einander. Du kannst in „Westfalen" eine Cigarre anstecken, am „Schwarzwald" weiterpaffen und die Asche auf dem „Riesengebirge" abklopfen.

Wenn ich durch diese dörfliche Scenerie schreite — ich denke, ich höre das Kikeriki eines flügelschlagenden Hahnes, dem aus dem Stall ein lang gezogenes Schafsgeblök antwortet; denke, ich sehe ein trippelndes Hühnervolk am kleinen, von verwitterten Weiden eingefaßten Bächlein dahingluckſen; denke, ich sehe blonde, hemdärmelige Bauernburschen, auf dem Hof am Leiterwagen lehnend, mit drallen, pausbäckigen Mädchen schäkern. Und darüber der blauschimmernde deutsche Sommerhimmel, über den jetzt kaum ein Wölkchen segelt. . . .

Aber in welch' eigenthümliche Nachbarschaft ist diese urwüchsige Bauernherrlichkeit gerathen!

Gerade gegenüber ein echtes „Wiener Café," wo der „Schan" oder der „Poldi" oder der „Seppl" mit glattrasirtem Kinn, fliegenden Frackzipfeln und fliegender Serviette dem Herrn von Wurstelmeier einen Kapuziner credenzt. Kruzitürken, da wird tarockirt und a Wengerl „gekiebitzt" — 's is a Freud!

Daneben erhebt sich das „Panorama des Berner

Oberlandes“ mit seinen Schneefeldern, Firnen und Eiszacken; ist weiter ein großer japanischer Bazar; ist endlich eine Moschee mit breitgewölbter Kuppel und zwei schlanken, halbmondgeschmückten Minarets — eine echte Moschee nach allen Regeln der Kunst.

Um Gotteswillen — nein — keine „Moschee“; sonst dürfte der Unternehmer keine orientalische Kneipe hineinbauen. Das wäre ein Verlust. Die Moschee heißt deshalb „Türkischer Palast“. . .

Klingt auch nicht schlecht. —

In all' diesen Gebäuden ist ein mächtiges geistiges Capital angelegt. Man baute und baute, gab große Ideen und Gedanken mit vollen Händen aus, gleich einem wohlthätigen vielfachen Millionär. . . .

Ha, sie wird zu staunen haben und zu bewundern und zu verehren, die ganze Welt, wenn sie als Publicum hier ansegelt!

IX.

„Thu' Geld in den Beutel!" — Chicagoer Portemonnaie-Verhältnisse. — Eine trübe Lectüre. — Was das Kneipen kostet. — Ziffern reden.

Chicago, 5. Februar.

Ich weiß — ob meines heutigen Artikels wird hier am Michigan-See manch' Herz erregter pochen, manch' Auge wüthend flammen, von manch' entrüsteten Lippen der Wehschrei springen: „O dieser Böttcher! Er schädigt unsere Ausstellung!"

Wieso?

Ich will vom Geld sprechen — vom Geld, das ein deutscher Weltausstellungs-Besucher benöthigt, wenn er von drüben herübersegelt. —

Da lese ich von einem Wanderlehrer. Er ging nach Deutschland, um dort die verschiedensten Städte für die Weltausstellung zu begeistern. Seine Propaganda-Vorträge sind gewiß schön und gut und anregend — ich hoffe es zu Apollo.

Aber die Schlußpointe! . . .

Wie? — man könne bei einer Reise von Deutschland nach Chicago und zurück mit einem Tausendmarkschein auskommen? Mit einem Tausendmarkschein und noch dazu bei vierzehntägigem hiesigen Aufenthalt?

Möcht's lernen, dieses Kunststück . . . Aber es veranlaßt mich, die nöthigen Monneten eines Weltausstellungs-Besuchers schärfer in's Auge zu fassen.

Denken wir uns einen biedern, fidelen Gesellen, einen soliden Durchschnittsmenschen — kein Rothschild, aber auch

kein armer Teufel. Welchen Betrag muß er bei einer Chicagofahrt flüssig machen, wenn es heißt: „Thu' Geld in den Beutel!“

Er wohnt etwa in Dresden, der Brave. Die Reisebillets von dort nach Chicago und zurück in entsprechender Schiffscajüte und Eisenbahnclasse verschlingen allein gegen zwölfhundert Mark.

Mit dem „Tausender“ ist es demnach schon jetzt Essig. Aber — was hängt nun Alles drum und dran!

Auf dem Oceandampfer. . . . Jetzt wacker auf dem Posten, du liebes Portemonnaie! Da ist der Wein bei den Mahlzeiten. Da sind die unvermeidlichen traulichen Kneipstunden im Rauchzimmer, wenn das Schiff sanft durch die Wellen streicht und eine Flasche nach der anderen aufknallt. Da ist nach Beendigung der Fahrt eine ganze Collection hoher Trinkgelder: an den Cabinen-Steward, an den Rauchzimmer-Steward, an zwei Diner-Stewards, an zwei Deck-Stewards, an den Ober-Steward. . . .

Gewiß — Du bist ein solider Mann: Deine Frau, Deine Schwiegermutter und noch ein paar liebe Herzen bestätigen es. Trotzdem, der ganze Ueberfahrtsspaß kostet Dich bei sämmtlicher Solidität nebenher hundert Mark.

Nun in New-York, das Du in Deinem Leben zum ersten Mal betrittst. . . .

Jetzt in der Atmosphäre amerikanischer Preise. Ein verteufelt kostspieliges Pflaster! Nach deutschen Tarifen Alles etwa viermal theuerer. Dein Portemonnaie wird verschnupft. „Tschi!“ . . . „Prosit!“ . . . .

Du hältst Dich dennoch vier Tage auf und wirst dabei zweihundert Mark los. —

Ritsch — ratsch — rutsch — nach dreißigstündiger Eisenbahnfahrt in Chicago. Absteigen in einem Hotel

zweiten oder dritten Ranges. Halbwegs brauchbares Zimmer (ich werde die folgenden Preise nach deutschem Geld angeben) — fünfzehn Mark. . . .

Nun begleite mich auf einer kleinen Schlenderei. Wollen den Chicagoer „Kostenpunkt" studiren.

Wir treten in ein besseres Durchschnitts-Restaurant.

Aneinander gepferchte Tische, ungeputzte Fenster, schlechtgefegter Fußboden. Ich quetsche mich in eine Ecke, freue mich ob der Eroberung eines Platzes und lese die Speisekarte. . . . Eine trübe Lectüre. Angesichts dieser Preise überrieselt mich ein Gefühl wie beim Anblick des Kölner Domes: je mehr man ihn betrachtet, um so grandioser erscheint er.

Das Essen beginnt. Zuerst „Suppe" — 40 Pfennige. Dann ein Tüpfelchen „gebratener Fisch" — 1 Mark 50 Pfennige . . . . Hierauf „Roastbeef" — ein dünngeschnittenes, fast durchsichtiges Scheibchen; die Gabel legt es zweimal zusammen und bildet einen einzigen Happen — er kostet 2 Mark, dieser Happen . . . . Eine Portion „Geflügel" flattert daher. Wenn sie nicht vor mir stünde, dächte ich, sie erscheint nur deshalb so winzig, weil sie noch hoch in der Luft schwebt — macht 2 Mark . . . .

Der Magen spürt noch etwas wie Hunger. Also, eine Kleinigkeit nachschieben! Deshalb die Speisekarte weiter studirt . . . .

Was soll ich noch wählen? Ein Paar „Chicagoer Frankfurter" — 1 Mark . . . . Hm! — „Drei gekochte Eier" — 1 Mark . . . . Verteufelt! — Einige Scheibchen „Sellerie-Salat" — 60 Pfennige . . . . Alle Wetter! — Ein Stückchen „Käse" — 80 Pfennige . . . . Wird diese Speisekarte in einem Irrenhaus redigirt?!

Und nun das Trinken.

Vom ewigen Herumsteigen trocknet die Kehle gewaltig aus. Also — anfeuchten. Womit? Meinethalben mit amerikanischem Bier. Ein Glas, nach unseren deutschen Begriffen ein größeres Weinglas, kaum zwei Zehntel enthaltend — 20 Pfennige. Aber unserer frisch angesegelten deutschen Kehle schmeckt er nicht, dieser alkoholreiche Gerstensaft. Versuchen wir deshalb das „Importirte" — etwa echtes Pilsener oder Bayerisch. Natürlich wieder aus den Fingerhutgläsern, welche höchstens bei Liliputanern „Humpen" heißen können — nur, daß jedes 40 Pfennige kostet. Bei bravem Durst und gutem Zug sind im Umsehen acht Glas expedirt und über 3 Mark verkneipt.

Und die Qualität? O, wenn ich dabei an den „Stoff" in Bayern oder Oesterreich denke, der wie ein flüssiger Sonnenstrahl im Glase funkelt — leuchtende Erinnerungen durchwallen das Herz.

Nun erwäge, was hier ein flottes Commersiren kostet, wo Mancher bis in die tiefe Nacht hinein, ja bis früh Morgens, wenn die Hähne krähen, wie ein Loch trinkt! Was ein echter Katzenjammer! Soviel — man könnte damit von Berlin aus eine kleine Spritze nach der Sächsischen Schweiz unternehmen.

Aber erst das Kneipen in Wein!

Daß Einer in's Local tritt, eine ganze oder auch nur eine halbe Flasche heranwinkt und sie dann verklärten Gesichts auspichelt — giebt's nicht. Jeder läßt nur ein Gläschen anfahren. Das wird bedächtig hinuntergenippt und kostet 60 Pfennige . . . .

Weilst Du jedoch in froher Gesellschaft, wo ein Witz den andern jagt und frisches Lachen und fröhlicher Singsang erschallt und die Stunden davoneilen wie auf Schlit=

schuhen — so bist Du in kürzester Zeit 6 Mark los und hast — kaum eine Flasche geschlürft. —

Natürlich kannst Du nicht existiren ohne den Qualm eines Glimmstengels unter der Nase. Wie steht es also mit dem „Kraut“? . . .

Hollah! . . . Cigarren her!

Die billigste und schlechteste — eine solche, die nur in freier Luft zu vertragen ist — kostet 20 Pfennige . . . . Puh! . . . Also zur nächst besseren Sorte: macht 40 Pfennige. Aber auch beim Dampfen dieser „Preislage“ schneidest Du ein Gesicht, als bissest Du in eine Paprika-schote. Die gewöhnlich gerauchte Durchschnitts-Cigarre kostet 60 Pfennige. Für dieses Capital erhält mancher Bruder Studio in Leipzig schon ein brauchbares Mittag-essen. —

Dies die Preise für des Lebens „Nothdurft und Nahrung“.

Nun aber stelle Dir vor, was noch dazu kommt: Droschkenfahrten, hundert 'Reinfälle wegen Unkenntniß des Landes und der Sprache, Vergnügungen jeder Art — Alles durchweg kostspieliger als in Deutschland — und Du weißt, daß Du ein freundliches Geschick preisen mußt, wenn Du täglich durchschnittlich mit 50 Mark auskommst. —

Die Weltausstellung schnellt eben alle Preise zum Erschrecken in die Höhe. Rasiren kostet jetzt 40—60 Pfennige. Ist erst der Vorhang über dem großen Welt-theater aufgegangen, mußt Du eine Mark blechen.

Am meisten wird Dein Portemonnaie bis in die ge-heimsten Fächer hinein auf dem Ausstellungsplatz selbst erbeben.

In dem kleinen, unscheinbaren, jetzt noch einzigen Restaurant da unten — nach Berliner Begriffen eine

„Spelunke" — nehme ich ein Diner ein: Teller Suppe, zwei fingergroße gebratene Fischchen, ein Gemengsel von Kartoffeln und kleingehacktem Huhn, eine Tasse Kaffee. Das Ganze, nach Schätzung einer deutschen Hausfrau im Werthe von höchstens 30 Pfennigen, kostet — 3 Mark.

Freilich giebt es auch hier ein paar verhältnißmäßig billige Restaurants. Aber ehe sie der Weltausstellungs-Besucher herausfindet, ist er zwanzig Mal 'reingefallen und reist wieder ab. —

Ziffern reden, ja sie schreien!

Du weißt jetzt, deutscher Landsmann: Für Deinen Ausflug nach Chicago packe nicht einen Tausendmarkschein, sondern drei Tausendmarkscheine ein und noch etwas Kleingeld dazu. Thust Du es nicht, hast Du allerhand optimistische Anwandlungen — geräthst Du in die Tinte und mußt um „Rettung" über den Ocean cabeln. —

Ich habe die Pracht der Weltausstellung bereits in verschiedenen Tonarten besungen. Die Pflicht gebietet mir, auch jene Accorde anzuschlagen, welche als Dissonanzen erklingen. Die eiffelthurmartigen Chicagoer Preise — eine verteufelte Dissonanz!

X.

Der Frauen-Palast. — Im Königreich des Pantoffels. — Architectonische Frauenarbeit. — Das „niedrig gewachsene, kurzbeinige Geschlecht“. — Ungesehenes Heldenthum. — Eine neue Aera für die Frauenwelt? — Eine Phantasie.

Chicago, 12. Februar.

Heute — ein Fest-Thema! . . .

Hab' deshalb auf meinem Schreibtisch ein paar Rosen aufgebaut, aus dem Herzen Alles fortgeräumt, was die Stimmung verscheuchen könnte, die Feder geputzt, die Gedanken frisirt — also eine gewisse Weihe herbeigeschafft.

Ich will vom „Frauen-Palast“ sprechen. . . .

Hut ab vor der Culturmission, welche dieser weißschimmernde Tempel zu erfüllen hat! Er soll mit seiner Ausstellung der Welt zu Gemüthe führen, daß die Frauen — den Männern absolut ebenbürtig sind.

Deshalb hier das gewaltige Königreich des Pantoffels.

Die bei der Ausstellung thätigen Männer — keine Lippe, keinen Ton wagten sie hier zu riskiren. Nur das nöthige Geld durften sie bewilligen und — da es auch in Amerika noch keine weiblichen, auf den Gerüsten herumkletternden Maurer giebt — den Bau aufführen. Nach Erledigung dieser Nebensache war ihre Mitarbeiterschaft zu Ende.

Schon der Bauplan wurde von einer Dame gehäkelt — pardon! — entworfen. Man erließ ein Preisausschreiben an weibliche Architecten und harrte der kommenden Dinge.

Wer etwa ob des Erfolges bangte — o, der kennt unsere Frauen schlecht. Die Sonne holen sie herunter, wenn's nöthig wäre, und Baupläne sandten sie ein — eine Freude war's.

Alle entsprangen den Köpfchen junger Damen im Alter von 20—22 Jahren. Ob das weibliche Geschlecht um diese Zeit für Entwürfe von Palästen und traulichen Hütten und Luftschlössern und ähnlichen Prachtbauten besonders veranlagt ist? . . . Die Philosophen mögen es ergründen.

Den ersten Preis erhielt Mrs. Sophia Hayden . . . Was jetzt als vornehm heiteres Gebäude mit anmuthigen Façaden und zierlichen Säulengängen im Styl aus Italien, dem classischen Lande der Hochzeitsreisen, vor mir aufragt — es ist die Ausführung ihres Planes.

Ein herrlicher Bau! Nennt man die schönsten Paläste der Weltausstellung, so wird auch der „Frauen-Palast" genannt.

Aber was ist das? . . . Mir ist, als ob bei meiner ehrlichen Bewunderung solch' architectonischer Frauenarbeit der Schatten Schopenhauer's auftaucht und dahinter Nietzsche und die ganze Schaar der Frauenverächter und in weiter Ferne ein Schwarm alter, verknöcherter Junggesellen. Und alle stimmen ein in den Chorus: „Was? Die Frauen? . . . Gar nichts können sie!"

Und Angesichts dieser Frauenschöpfung huschen im Nu durch meinen Kopf verschiedene Kraftstellen des großen Frankfurter Weisen, die er gegen das „niedrig gewachsene, schmalschulterige, kurzbeinige Geschlecht" schleuderte: Daß die eminentesten Köpfe aller Frauen es nie zu einer einzigen, wirklich großen, echten und originellen Leistung

in den schönen Künsten gebracht; daß sie jede Kunst als bloße Aefferei behufs ihrer Gefallsucht betreiben; daß sie überhaupt nur ein Knalleffect der Natur sind, um während kurzer Blüthezeit die Phantasie eines Mannes derart zu umnebeln, damit er sie heirathet.

Gemach, meine Herrschaften! . . .

Treten wir ein in den Palast. Wollen sehen, was sich da vorbereitet.

Wir befinden uns in einer weiten Halle für Gemälde. Zu Tausenden haben sie hier Platz. So viel bis jetzt über die gepinselten Sujets verlautet, sind es zumeist Landschaften: gluthvolle Sonnenaufgänge, wo jedes Herz in seligem Hoffen prangt; heitere Frühlingsbilder, wenn die ganze Welt in Blüthen steht; herbstfarbene Waldpartien; Sonnenuntergänge und dergleichen hinabsinkende Pracht. Dann Scenen aus dem Familienleben, Frauengestalten in wundersamen Roben — glitzernder Atlas, schwellender Sammt.

Beinahe gar keine unbekleideten weiblichen Figuren, wie sie etwa Makart malte. Es ist, als wollten diese Künstlerinnen nicht die bereits vorhandene weibliche Schönheit noch durch den Pinsel vermehren. Als fürchteten sie, sich selbst Concurrenz zu machen.

Eine andere große Halle: die Abtheilung für Werke von Schriftstellerinnen aller Nationen. Zumeist natürlich Romane. Trotzdem die Frauen den Pegasus als Damenpferd behandeln und sich einseitig daraufsetzen — sobald sie in's Schreiben kommen, hören sie unter drei Bänden selten wieder auf. Weniger — geht beim besten Willen nicht. Erster Band: Hans und Grete sehen sich. Zweiter Band: Hans und Grete verlieben sich. Dritter Band: Hans und Grete kriegen sich . . . .

Du kannst Dir vorstellen, welche Hochfluth von Papier und Einbänden hier zusammenströmt.

Und dazu kommen noch die von Frauen componirten Opern und Operetten und Lieder; die von Frauen gehaltenen Reden, etwa als Doctoren der Philosophie oder Juristerei; die von Frauen in die Welt geschickten politischen Schriften .... Barmherzigkeit!

Nun aber jeden Scherz, jede Moquanterie, jeden Sarkasmus bei Seite! Die Frauenthätigkeit des folgenden Raumes verdient warmherzigste Verehrung.

Er ist der Krankenpflege gewidmet.

Hier das Gebiet, auf welchem die Frauen allen Männern überlegen sind. Wer kennt es nicht, ihr treuinniges Walten am Krankenbette, wie es das Gemüth erfrischt, die schmerzbedrängte Brust erleichtert, das Herzblut rosiger färbt! Wer zählt sie, jene in einsamen Stunden geweinten Dulderthränen, die bei sanftem, mildem Lächeln von Frauenhänden getrocknet werden! Wer wüßte die Kraft solchen Opfermuthes, wer dies ungesehene Heldenthum genügend zu preisen!

In weiteren Zimmern thut sich das eigentliche Königreich der Frauen auf. Räume für Gegenstände, welche die Frauenthätigkeit in der Familie, in der Häuslichkeit zeigen. O, ein anheimelndes, ein weitgedehntes Gebiet! Hier sind sie wahre Königinnen, die es vermögen, echtes Glück mit vollen Händen auszustreuen. Gefeiert seien sie von allen fünf Erdtheilen! —

Du siehst, der ganze Palast mit seiner Ausstellung ist bestrebt, die Frau dem Mann in jeder Beziehung ebenbürtig zur Seite zu stellen. Gleiche Vernunft ist dabei vorausgesetzt. Deshalb liegt auch das Preisrichteramt hier nur in Frauenhänden. Schopenhauer behauptet

zwar, die „Weiber“ könnten nie im Ganzen urtheilen; sie hafteten immer nur am Zunächstliegenden und Kleinlichen. . . . Die spätere Preisvertheilung wird zeigen, ob er Recht hat.

Frauenbegeisterte Amerikaner meinen, daß für die Frauenwelt eine neue Aera heraufdämmert, wenn hier der Nachweis ihrer „Ebenbürtigkeit“ gelingt. Ihre Uhr stellt sich jedoch um ein halbes Jahrhundert zurück, wenn er fehlschlägt.

Das Frauen-Departement ist in seiner Art das vollständigste der ganzen Ausstellung. Aber auch das allerunvollständigste. . . .

Wie Vieles, was für alle Zeiten mit der holden Weiblichkeit in Verbindung steht, wird nicht vertreten sein: die ewige Narrethei der Mode mit der ganzen Scala der Verrücktheit; tausend Schönheitsmittel, die an der Eva herumbauen, herumpinseln; unbändige Schneiderrechnungen, bei deren Anblick der Herr Gemahl erschrickt bis hinein in's zarteste Herzgefaser. . . . Und dann: Frauenlächeln, Frauenschmollen, Frauenthränen — der ganze gefährliche Zauber, welcher zuweilen sogar in das Räderwerk der Weltgeschichte eingreift. . . .

Je mehr ich herumschlendere, um so mehr schwindet mein Respect vor der hohen Bedeutung des ganzes Palastes. Ist dieser Frauen-Tempel vielleicht gar bloß eine Höflichkeit, eine Galanterie, ein in Form einer Ausstellung dargestellter Liebesseufzer? . . .

Ich kann mir sogar vergegenwärtigen, was für Unfug er nach Umständen anzurichten vermag.

Manch' phantastische Natur wird in diesen Hallen dahinschreiten, träumerisch große, schmachtende Augen, liebkosende Händchen sehen, Amorettengekicher und das

Trippeln kleiner Füße hören. . . . Vielleicht befällt ihn dabei noch die Erinnerung an seine Schwiegermutter. Im Nu zerstiebt der süße Spuk — er steht wieder in kalter Prosa.

O Frauen — ob wir Eure Vorzüge anbeten, Eure Schwächen belächeln — der liebe Gott erhalte Euch!

XI.

Leistungen des officiellen Preßbureaus. — Chicago in Lorbeersauce. — „Steinigt den Lump!“ — Auswärtige Correspondenten. — Ein Riesenchaos. — Bei „Krupp“. — Geheimthuerei der Völker. — Eine duftige Ausstellung. — Auch eine Heimkehr.

Chicago, 22. Februar.

Ha — wieviel seit Jahresfrist wurde auf dem ganzen Erdball über die Ausstellung geschrieben!

Koppelt fünfzig Eisenbahn-Waggons aneinander, heizt zwei Locomotiven — Ihr könnt dies Himalaya-Gebirge von Zeitungen nicht von dannen keuchen. Eine Million verliebter Herzen, die gar fleißig correspondiren — „Meine inniggeliebte Adele!“ — „Mein süßer Edgar!“ — schreiben in gleicher Zeit unmöglich soviel zusammen.

Dies Alles inscenirte das officielle Preßbureau der Weltausstellung. Regelmäßig übermittelte es in verschiedenen Sprachen allen Culturländern Unmassen von Ausstellungs-Notizen. In Deutschland allein erhielten gegen dreitausend Journale solche Zusendungen.

Ob diese Zeitungen in Weltstädten erschienen und zu den ersten Blättern der betreffenden Länder gehörten, oder ob sie so unbedeutend waren, daß man in ihnen die Cholera inseriren müßte, damit sie keine Verbreitung findet, war gleichgültig. Ließe die Postverbindung nach dem Mond nicht so Manches zu wünschen übrig — auch die etwaigen dortigen Morgenblätter wären von diesem Preßbureau mit Notizen bedacht worden.

Was es da über die Ausstellung schrieb — stets die

gleiche Stimmung: die freudige Dur-Stimmung uneingeschränkten Lobes. Man lobte und lobte, als ob so ein Bischen berechtigter Tadel gar nicht mehr vorhanden wäre. — Die Weltausstellung sonnte sich in einer Weltreclame.

Was thut's? Das Preßbureau erreichte das ihm vorschwebende Ziel: für das große Unternehmen auf der ganzen Welt ein mächtiges Interesse — derselben Welt, welche oft so verteufelt schwerhörig ist.

Aber diese überschwengliche Preßthätigkeit hat bei den meisten Chicagoern einen eigenthümlichen Zustand gezeitigt.

Die braven Leute haben sich nach und nach daran gewöhnt, daß man ihre Stadt von beiden Hemisphären mit Lorbeersauce beträufelt, von ihren Unternehmungen nur in der höchsten Lobesfistel spricht ... Selbst wenn dieses Lob als faustdicker Unsinn auftritt — es findet als etwas Selbstverständliches ruhig Zustimmung.

Sofort aber legen sich die Gesichter in lange Falten, die Zornesader schwillt auf, sobald der leiseste Tadel verlautet ... Da gleichen diese Millionenstädter den Bewohnern irgend eines kleinen Badeorts: eiffelthurmhohes Lob — ganz richtig, versteht sich von selbst; der Schatten von einem Tadel — wie? was? ... steinigt den Lump!

Inzwischen sind auswärtige Correspondenten angekommen. Sie urtheilen mit der frischen Ungezwungenheit ruhiger Beobachter, ohne nach rechts oder links zu schielen — unbekümmert darum, ob's hier gefällt oder nicht. Da wird's den Chicagoern doch manchmal um ihre Unsterblichkeit bange. —

Und nun wieder hinunter auf den Ausstellungsplatz.

Fünfundzwanzigtausend Menschen sind jetzt hier beschäftigt. Von Tag zu Tag klar ersichtlich ein mächtiges

Vorwärtsschreiten. Die Frage: „Wird auch die ganze Geschichte bis zum Eröffnungstage fertig?" begegnet bei höheren Ausstellungsbeamten überlegenem Lächeln.

„Was? . . . Wir in Amerika nicht rechtzeitig fertig? Was Sie denken! . . . Wir stellen noch einmal fünfundzwanzigtausend Menschen an, wenn es sein muß."

In allen Palästen grandioses Auspacken.

Hu — welch' ein Wirrwarr! Also so sieht es aus hinter den Coulissen dieses Welttheaters, kurz vor Beginn der Vorstellung! Es gewährt einen eigenen Reiz, die Nase in solch' Riesenchaos zu stecken.

Wir wollen uns diesem Vergnügen ein wenig hingeben.

Hinein in das Gebäude der „Firma Krupp"!

Ringsum überwältigende Eisenconstructionen. Ueberall Hämmern, Pochen, Poltern, Surren, Krachen, der Lärm von ein paar Höllen durcheinander gemischt. In der Schmiede Pluto's kann es nicht grauser hergehen. Hier bei Krupp heißt es nach Freiligrath:

„Mit Kanonen auf den Plan,
Nicht mit Schlüsselbüchsen!"

Aber diese Kanonen-Ungethüme wollen sich jetzt kaum transportiren lassen; es sind zu „schwere Jungen". Ob ihres Gewichts schrecken sie vor den vorhandenen Wegen und Schienen zurück. Also festere Pfade gebaut, festere Schienen gelegt, damit die eisernen Herrschaften zu passiren belieben!

Ruhig, ernst, unbeweglich glotzen sie daher, als könnten sie kein Streichholz in Brand setzen. Sind sie erst würdig einlogirt, folgen sie dem leisesten Hebeldruck. Lafetten, Panzerplatten, Eisencolosse verschiedener Art bilden die weitere Staffage. Hünenhafte Arbeiter — deutsche Landsleute — in größter Emsigkeit.

Ich rede Einen an.

„Na, lieber Freund, wie gefällt Ihnen dieses Amerika?“

„Jotte doch! Jehn sie mich man mit det Amerika! Ick bin man vier Wochen hier un hab' et schonst jründlichst in Magen. Wenn ick man erst wieder retuhr wär — drüben bei meine Olle. Det wär 'ne Sache!“

Im Transport-Gebäude stehe ich vor einem grellbemalten zweirädrigen Indianer-Wagen. Daneben Canoës, Schlitten, allerhand Waffen. Mir ist, als ob ich in einer Indianergeschichte von Cooper blättere.

Aehnlich bunte Eindrücke in den meisten übrigen Palästen. Die ausschweifendste Phantasie kann nicht zurechtträumen, welch' tolles Durcheinander von Erzeugnissen der verschiedensten Nationen sich da herumhäuft, herumthürmt, da herumliegt, herumsteht, herumhängt.

Im Manufactur-Palast, dem „größten Gebäude der Welt“, erheben sich jetzt prächtige Pavillons. Aber mit der Nase hineinstecken — hat sich was!

Verschiedene Völker haben um ihre Auspackerei und Aufbauerei hohe Bretterwände genagelt. Das ist ein interessantes, die Neugierde kitzelndes Geheimthun der Nationen vor einander.

Warum auch nicht? Die Engländer brauchen nicht zu sehen, was die Deutschen auspacken, und die Spanier nicht, was die Russen. Es ist wie in einem kleinen Winkelnest: die Meyern muß nicht gleich wissen, was die Schulzen am Sonntag zu Mittag kocht.

Inzwischen steht schon eine vollständige Ausstellung en miniature in voller Blüthe: die Primel-Ausstellung im Gartenbau-Palast.

Unter der Riesen-Glaskuppel, neben imposanten

Palmen, zerklüfteten Cacteen, allerhand tropischen Pflanzen — auf hohen Brettern Primel an Primel. Sie kümmern sich nicht um den officiellen Eröffnungstag. Sie blühen, wann es Mutter Natur gefällt.

Nun leuchten mir rothe und lila und weiße und gelbe Primelteppiche entgegen.

Viele der Blumen sind bereits der Ausstellung müde und neigen die Köpfchen. Noch wenige Tage — dann ist die ganze Pracht dahingeblüht.

Ein helles Vergnügen, hier herumzuschlendern. Angesichts der tropischen Gewächse dämmert im Geist der goldigblaue Himmel, die warme Atmosphäre, das leuchtende Meer — der ganze sonnentrunkene Süden. —

Nun rasch wieder heimwärts!

Niemand hat Zeit in diesem fiebernden Chicago. Alles wird im Presto-Tempo vollzogen — auch die Heimkehr an den häuslichen Herd.

Hinein in den Eisenbahnzug! Schon jagt er auf einem der vielen neben einander laufenden Geleise das Seeufer entlang. . . .

Doch was ist das? . . . Er bleibt plötzlich stehen! . . . Auf freiem Feld! . . . Ein Theil der Passagiere steigt aus und schlägt sich seitwärts in die benachbarten Straßen. Dort geht es mit der Cablebahn weiter. . . . Ich stehe mit mehreren Leidensgenossen neben dem Zuge. Wie vorwärts kommen? . . . Warten? . . .

Vorsicht!

Eine vereinsamte Locomotive dampft langsam daher. Im Nu springt man auf die Trittbretter, hängt sich an den Tender. Ich thue es gleichfalls. . . . Und jetzt rast die Locomotive dahin. Puh — puh — puh — puh — puh —

Rechts von mir balancirt ein alter Herr mit weißem Bart; links schmiegt sich eine junge Dame in enganschließendem Pelzmantel an den Puffer.

„Hängen Sie fest, mein Fräulein?"

„Yes Sir, thank you."

Huh — wie das über die Geleise fegt! Auf der einen Seite jagt ein Blitzzug vorüber, auf der andern poltert ein Lastzug vorbei — eine echt amerikanische Fahrt. Niemand verbietet sie. Wer sich hier in Gefahr begiebt, thut es auf eigenes Risico.

Auch eine Heimkehr vom Ausstellungsplatz.

XII.

Wahlhöflichkeiten. — Der „Weltausstellungs-Bürgermeister“. — Chicago in Fieber-Atmosphäre. — Eine gemüthliche Wahlscene. — „My dear, what can the matter be?“ — Der Weltausstellungs-Catalog.

Chicago, 4. März.

„Sie — Sie — Sie Ehrenmann! . . . Wissen Sie, was Sie sind? — Ein Lump! Ein Frechist!“

„Ihr Bande! Ihr Wahlfälscher! Ihr Exzuchthäusler!“

„Hahahaha! Dieses Gesindel will reden!“

„Schufterei! Brigantenpolitik!“

Solch' schwungvollen Worten lauschte ich kürzlich in einer Versammlung, welche den höchsten Beamten der Stadt Chicago wählen sollte.

Vielleicht war dieser Verkehrston nach deutschem Geschmack um einige Points zu kräftig — aber darüber läßt sich streiten. Einer meiner hiesigen Bekannten behauptet, das sei echt amerikanische Gemüthlichkeit. . .

Ich komme nämlich von der Bürgermeisterwahl.

Die stolze Metropole am Michigan-See macht zur bevorstehenden Weltausstellung verschiedenartig Toilette. Sie will sich auch einen neuen Bürgermeister zulegen — den Weltausstellungs-Bürgermeister.

Gar kein so leichter Posten das!

Neben dem Herumreformiren an der kühnaufstrebenden Millionenstadt muß er in den nächsten Monaten, wo alle möglichen Nationen eintreffen, noch ganz besonders repräsentiren, die fremden Herrschaften empfangen, Dutzende

von Reden halten — hat er „Herr Bürgermeister“ zu sein an allen Ecken und Enden.

Die Chicagoer Bewohnerschaft setzt sich aus Bruchtheilen gar verschiedener Völker zusammen: Böhmen, Neger, Russen, Chinesen, Türken, Deutsche, Portugiesen, Yankees, Franzosen, Griechen, Japanesen, Engländer u. s. w. — alle bunt durcheinander gewürfelt. Und alle betheiligen sich an der Bürgermeisterwahl.

Mit hochlodernder Leidenschaft wird sie betrieben. Wenn ein Präsident für den ganzen Erdball gewählt würde und die gesammte Menschheit sich an die Urnen drängte — es könnte kaum stürmischer hergehen. . . . Für den deutschen Beobachter, der erst vor wenigen Monaten von drüben herübersegelte, ein eigenartiges Schauspiel!

Schon mehrere Tage vor der Wahl geräth die ganze Stadt in eine Art Fieberatmosphäre. Die großen Zeitungen mit ihrer absoluten Preßfreiheit heizen noch mehr ein. Jeder der beiden Candidaten wird von seiner Partei als der Inbegriff aller Vorzüge drapirt, der Gegner als der Abschaum der Gesellschaft gebrandmarkt. Kaum eine Schlechtigkeit, die nicht auf seinem Conto steht.

Musikbanden auf grell bemalten Reclamewagen — Reclame für einen der Candidaten — durchdudeln die Straßen. Wahllocale werden gemiethet, wo der „kommende Mann“ seine Getreuen empfängt. Hier verkehrt er mit Leuten, die er sonst nicht ansieht, schüttelt dem Einen cordial die Hand, klopft dem Andern vertraulich auf die Schulter.

An allen Kneiptischen dröhnende Debatten. Sogenannte Wahlbummler entwickeln ihre Weisheit. Große Worte erblicken das Licht der Welt. Bier, Wein, Cigarren werden drauflos spendirt — alles auf Kosten des Bürgermeister-Candidaten, der — sollte die Wahl wirklich auf ihn

fallen, jetzt schon mehr als sein erstes Jahresgehalt unter die Leute bringt.

Und nun der erste Wahltag, wo das „Volk“ die „Delegaten“ bestimmt . . . Darauf — nach amerikanischer Art — der andere Wahltag, wo diese Delegaten die Candidatur des Weltausstellungs-Bürgermeisters proclamiren.

Hinein in diese Wahlversammlung!

Ein mächtiger Saal, ganz vollgepfropft von Menschen. An der Seite eine Musikcapelle . . . .

Beide Candidaten treten auf. Jedem brüllt von seiner Partei ein Freudengeheul entgegen. Schreien, Johlen, Pfeifen schwirren ohrenzerreißend durcheinander . . . . Auf allen Gesichtern hochgradige Erregung.

Ein robuster Mann versucht, von der Rednerbühne aus ein Wahlprogramm zu verlesen. Der Tumult erstickt seine Stimme. Man sieht nur, wie sich die Lippen bewegen, und hört manchmal die gleich Leitmotiven wiederkehrenden Worte: „Steuern! . . . Steuern! . . . Steuern! . . .“ Dann versinken auch sie im Strudel allgemeinen Tosens.

Jetzt schallt die Verkündigung irgend eines Wahlresultats in den Lärm hinein.

Der eine Candidat kommt dahinter, daß es mit seiner erträumten Herrlichkeit als „Weltausstellungs-Bürgermeister“ Essig ist . . . . Durchgefallen! . . . Ohnmächtige Wuth erfaßt ihn . . . . Ja — durchgefallen!

Da — ein Gedanke . . . .

Er stürmt an den Rednertisch, will eine Entrüstungs-Pauke loslassen. Betäubendes Geheul empfängt ihn Hunderte von emporgestreckten Fäusten werden sichtbar. Zehn Minuten tobt dieser Orkan. Manchmal hört man einige herausgeschäumte Worte des Redners:

„— corrupte Bande! . . . Schufte! . . . Lumpengesindel — —“

Stürmische Lachsalven aus der Versammlung als Antwort.

Halt — jetzt glätten sich die Wogen. Man versteht die oratorischen Wendungen besser.

„— diese Stadt hat mich als Ehrenmann erzogen — —“

Aus der Menge:

„Setz Dich nieder!“ — „Pack ein!“ — „Gute Nacht!“

Er wieder:

„— politische Gauner! . . . Spitzbuben . . . Verrätherei! — —“

Jetzt ein Höllenlärm.

Plötzlich wird der zusammengekeilten Menge das Stehen auf dem Fußboden zu langweilig. Die Hälfte davon springt auf die Stühle. Die Parteiführer und Journalisten auf der Rednerbühne befällt ein gleicher Drang. Sie erklettern die Tische. Die ganze Versammlung „erhöht“ sich um einige Nuancen . . . .

Inzwischen wird der gewählte Candidat auf einen Tisch gehoben und so dem jubelnden Volk gezeigt.

„Sie haben sich mir gegenüber wie ein Schuft benommen!“ brüllt der durchgefallene Candidat.

Der Lärm erreicht seinen Höhepunkt.

Da — eine geniale Idee des Capellmeisters . . . . Zur Besänftigung der Gemüther läßt er sofort eins aufspielen.

„My dear, what can the matter be?“ (Was ist denn los, mein Lieber?) ertönt es neckisch vom Orchester her.

Dies eine gemüthliche Scene aus der Wahl des Weltausstellungs-Bürgermeisters — eine von vielen . . . . Man schüttelt sie nicht gleich wieder ab.

Während ich nach Hause trotte, ist es mir, als athme ich noch jene condensirte Scandal-Atmosphäre, als hänge noch der Höllenlärm in meinen Kleidern, als gellen mir noch all' die muskulösen Schimpfworte in den Ohren.

„Nun sind wohl diese gegnerischen Wahlparteien bitterböse Feinde?"

„Was Sie denken," belehrt mich ein alter Practicus; „da kennen Sie unsere politischen Kämpfer schlecht! Wir Amerikaner beschimpfen uns heute, schütteln einander morgen wieder die Hand, und übermorgen ist Alles vergessen."

Na — meinetwegen. — — Jetzt ein anderes Bild.

In der Dearborn-Street eine imposante Druckerei. Weshalb ich Dich gerade hierher lootse?

Hier wird ein Buch fabricirt, das in Chicago während der nächsten Monate die hervorragendste Rolle zu spielen hat: der Weltausstellungs-Catalog. Freilich — bevor es ganz fertig wird, können noch viele Liebespaare den Weg nach dem Altar einschlagen. Aber das thut nichts. In meinem sogenannten Wissensdrang will ich mich schon jetzt in das Werk vertiefen.

Im Fahrstuhl fliege ich ein paar Etagen empor.... Zur Stelle.

Sie sind der Presse gegenüber äußerst liebenswürdig, diese Amerikaner. Auf jede Frage bereitwillig ausführlichste Antwort.

Nach kurzer Zeit kenne ich den ganzen Ausstellungs-Catalog und Alles, was drum und dran hängt.

Er wird vorerst in einer Auflage von einer halben Million Exemplaren gedruckt. Das ist kein Pappenstiel! Manchem Lyriker, der jahrelang mit den drei- bis vierhundert Bändchen seiner „Gedichte" in den Buchhändler-

Läden verstaubt, mag Angesichts dieser Catalog-Auflage das poetische Wasser im Munde zusammenlaufen.

Also — Papier, Papier herbei! . . . Das Buch umfaßt gegen siebenhundert Seiten, zerfällt in zwölf Haupttheile — nach den Hauptgebäuden der Ausstellung geordnet — und enthält viele ganzseitige Illustrationen.

Ich blättere ein wenig herum.

Hier das Bild des Mr. Davis, Generaldirectors der Weltausstellung. Man vergißt ihn nicht gleich wieder, diesen interessanten, vornehmen Amerikanerkopf mit der klaren Stirn und den klugen, etwas lauernden Augen .... Einige Seiten weiter — das Porträt der Mrs. Potter-Palmer, der Präsidentin des Frauenpalastes. O, ein Frauenkopf, ein künstlerisch wundersamer Frauenkopf! ... Doch lassen wir das ....

Ein tüchtiges Aufgebot von Schriftsetzern arbeitet seit Langem an der Herstellung des „Büchleins", dessen Ausgabe noch vor Beginn der Ausstellung erfolgt. Ein Exemplar kostet vier Mark fünfzig Pfennige. Dafür hast Du eine rubrikmäßige Namenzusammenstellung jener Leute des ganzen Erdballs, welche ihre Schöpfungen auf der Culturhöhe der Chicagoer Weltausstellung präsentiren.

Das ist wohl nichts? . . . Wie? . . .

XIII.

Frühlingspracht pränumerando. — Im Harem. — Türkisches Theater. — Der „große" Thurm. — Durcheinanderwirrende Eindrücke. — Eine bunt zusammengewürfelte Stadt. — Arbeiter aus Berlin und aus Ceylon beim Frühstück. — Chinesisches Intermezzo.

Chicago, 12. März.

Ein sonnenfunkelnder Märztag — Frühlingspracht pränumerando . . . .

Unbeweglich, blauschimmernd liegt der Michigan-See da. Ganz Chicago schmunzelt ihm ein freundliches Gesicht hinüber. Sogar kalte Geschäftsherzen, welche das fieberhafte „Zeit ist Geld" bis in alle Poren erfüllt, möchten heute aufjubeln, möchten über die sonnenvolle Landschaft hinschmettern: „O, Du verflixt schönes Amerika!"

Auch die Weltausstellung athmet tief auf und reckt sich im Sonnenglanz. Ihre große Toilette ist ziemlich beendet. Nur den letzten Schmuck hat sie noch anzulegen.

Heute wird der ganze Tag in dieser Weltausstellung verbummelt — planlos, ziellos, fröhlich; werden die bunten Eindrücke zu einem wirren Strauß frischer Feldblumen gewunden.

Wo ich zuerst hingerathe? Direct in — einen Harem.

Auf der „Türkischen Straße" erheben sich mehrere solche „Paläste" mit ihren vergitterten Fenstern. Aber die Gluthaugen, welche dereinst durch diese Gitter lugen werden — die Frauen reicher türkischer Aussteller — sind noch nicht eingetroffen. Die verschleierten Suleika's, Fatme's, Rezia's schwimmen jetzt noch auf dem Ocean.

Glückliche Fahrt, Ihr Schönen vom Orient! Ich werde indessen zwei Blicke in Euren Käfig werfen.

An den Wänden, an der Decke grellfarbige, golddurchwirkte Teppiche. Hier über einem buntseidenen, breiten Divan gemalte Blumen, Shawl-Draperien, Vasen. Dort eine zierliche, plätschernde Marmorfontaine. Daneben niedrige Polster, Kissen, Schemel, die zum Ruhen einladen. Alles in milddämmernder Beleuchtung, in schmachtendem Halbdunkel.

Ich trete an eines der Gitterfenster heran.

Wie oft, ach wie oft wird hier ein dunkles Auge blitzen, eine weiße Hand schimmern, eine lange, über die Schulter hängende, schwarze Flechte sichtbar sein! Wie oft — während ein wollüstiges Parfum den Raum durchhaucht — in einem launenhaften Köpfchen der brennende Wunsch erwachen: „O, könnte ich mich auch einmal in diesen Weltausstellungstrubel hineinstürzen!" . . .

Armes Kind — das Gesetzbuch des Propheten verbietet es.

Noch ist der Harem nicht ganz fertig. Wenn heute schon die Damen einziehen sollten, müßte rasch Verschiedenes expedirt werden. Das Erste aber, was hinausfliegt, würde ich sein. —

Nun stehe ich vor dem „Türkischen Theater". Einen Moment eingetreten.

Der weite Zuschauerraum ist ziemlich stolz darauf, daß er schon jetzt bereit wäre, das Publicum mit seinen Beifallsstürmen aufzunehmen. Auf der Bühne dagegen wird noch kräftig drauflos gehämmert, herumgenagelt.

Was soll sie auch Alles zeigen, diese Bühne? Sie wird eine Art Ausstattungsstück vorführen, in denen schöne Frauen aus Constantinopel, aus Smyrna, aus Damaskus,

aus Bethlehem in ihren heimischen Costümen auftreten — farbensatte, phantastische Costüme, die am herrlichsten in der Sonne des Orients schimmern. . . .

Hinter dem Zuschauerraum, über dem Buffet, befinden sich die Schlafgemächer der Darsteller. Das ist bequem und billig dazu; denn auch das Schlafen kostet in diesem Chicago während der Ausstellung ein Heidengeld. Nur das Träumen ist gratis zu haben. —

Ich gelange auf einen geräumigen Platz.

Hier sollte der vielgenannte „Große Thurm" emporragen, breit, wuchtig, riesig, colossal und hoch — ach, fürchterlich hoch! Jener Thurm, der die Aufgabe hatte, den Eiffelthurm in jeder Beziehung in den Sack zu stecken.

Aber nun wird nichts aus dem Thurm. Er existirte nur in den phantasiereichen Köpfen seiner Baumeister und in den Zeitungsspalten des officiellen Preßbureaus. Das Publicum aber, dieses rücksichtslose Ungeheuer, vergaß die nöthigen Actien zu zeichnen. Jetzt sitzen die Unternehmer auf den Ruinen ihres Luftschlosses — besser Luftthurmes — wie weiland Marius auf den Trümmern Karthago's. —

Im Weiterbummeln — diese durcheinanderwirrenden, überraschenden Eindrücke!

Ich schlendere die Façade eines nordischen Gebäudes entlang. Plötzlich vor mir eine Lagune mit venezianischen Gondeln, das Ufer umsäumt von japanischen Pavillons. . . . Ich gerathe in eine enge Straße, welche scheinbar keinen Ausweg hat. Noch zwei Schritte weiter, und ein bezauberndes Panorama herrlichster Paläste schimmert aus der Ferne herüber. . . . Ich freue mich, daß ich das „Deutsche Dorf" erreiche. Nach wenig Minuten steige ich schon in — „Algier" herum.

Rasenplätze, Brücken, Kuppeln, Säulengänge wechseln in bunter Folge.

Gruppen von allerhand Besuchern ziehen vorüber. ... „Rrrreizend!“ — „Wonderful indeed!“ — „Très-joli!“ — „Bellissimo!“ — „Das is Se aber sehre scheene!“ springt es nacheinander von verschiedenen Lippen. Manche staunen mit offenem Mund und schweigen, weil sie bei den Ausbrüchen des Bewunderns und Entzückens ihren Wortreichthum bereits verbraucht haben.

Ich schlage den Weg nach dem nördlichen Theil der Ausstellung ein.

Hier bauten die allerverschiedensten Staaten beider Hemisphären ihre Häuser auf. Fürwahr, eine originelle Stadt, die sich da zusammenwürfelte — eine Stadt, wie sie nur die tolle Phantasie des Zufalls schafft. Macht Dir's Spaß, so kannst Du immer nach einigen Minuten ein anderes Haus und somit ein anderes „Land“, einen anderen „Staat“ begrüßen.

Da ist das langgestreckte, schwerwuchtende Californische Gebäude in einem Styl, den man vergebens zu errathen sucht — dem Styl der alten californischen Missionshäuser aus jener Periode, als spanische Mönche die wilden Bewohner für's Christenthum gewinnen wollten. . . . Da ist das Haus von Kentucky mit seinen offenen Säulengängen — das typische Heim des reichen südlichen Sclavenhalters. . . . Da ist der zierliche Bau von Kansas, wo die dortige Universität allerhand heimisches Gethier ausstellt. Ich sehe einen großen Büffel, welcher so dickschädelig in die Welt glotzt, als könne er im Nu tausend philosophische Systeme über den Haufen rennen. . . . Da ist das Gebäude Louisiana's in der Art der schlichten Wohnungen eines Plantagenbesitzers. . . . Da ist das Norwegische Haus

mit seinem mächtigen Gebälk, wie es die Bauten im Lande der Mitternachtssonne zeigen. . . . Da ist das Gebäude Ceylon's; Decke, Wände, Säulen — Alles, was Dir in's Auge fällt — mit Arabesken und Guirlanden von weißen, gelben und rothen Maiszapfen geschmückt. . . . Da ist der imposante Palast des Staates New-York in voller Pracht moderner Renaissance.

Noch ein paar Dutzend solcher Bauten könnte ich aufmarschiren lassen. Aber — genug. —

Und jetzt: ding! dong — ding! dong! schlägt die Thurmglocke vom Pennsylvania-Gebäude herüber.

Zwölf Uhr — für viele Arbeiter die Frühstückszeit.

In der Nähe vom „Deutschen Haus" hat sich eine Gruppe deutscher Arbeiter gelagert. Ich lausche ihrer Unterhaltung, ihrem Lachen, ihren Witzen. Mir ist, als athme ich eine frische Brise Berliner Luft.

„Jut, det die Frühstückspause bejinnt. Mein Magen miaut entsetzlich."

„Ick jlobe, dir wär't am liebsten, wenn der janze Tag eene eenzije Frühstückspause wär. Wat?"

„Warum nich? Wenn ick denn für det Frühstücken bezahlt würde — hier bei die scheene amerikanische Natur!" . . .

O Friedrichstraße! Friedrichstraße! O Brandenburger Thor! O Hasenheide! —

Etwa hundert Schritt von dieser Scenerie erhebt sich eine Holzbaracke. Dort lagern Arbeiter aus Ceylon — kleine, gedrungene Gestalten mit braunen Gesichtern, funkelnden Augen und kohlschwarzem Kraushaar. Einer delectirt sich an Bananen, ein Anderer knabbert an Mais herum, ein Dritter transportirt Scheibchen von Cocosnuß in den Mund, ein Vierter macht auf seinem Früh-

stücksspapier schüchterne Leseversuche. Er fährt dabei mit dem Finger langsam unter der gedruckten Zeile dahin. Sollte er das Wort „Weltausstellung" zusammenbuchstabiren — er würde es beim besten Willen vor fünf Minuten nicht fertig bringen. —

Während ich weiter bummle, erhebt sich vom See her der Wind.

Ich komme an einen chinesischen Pavillon. Ein eigenthümliches, melancholisches Lied, aus drei nasalen Tönen bestehend, summt mir entgegen. Der Wind bildet die Begleitung. Jetzt sehe ich auch den langbezopften Sänger. An dem Leuchten seiner kleinen Augen merke ich, daß er wohl ein sehnsuchtsschweres Liebeslied singt, der arme Junge. Ach, in welchem Treuenbrietzen des „Himmlischen Reichs" mag es weilen, das schlitzäugige Weib seiner Sehnsucht?

Ich will in den Pavillon eintreten. . . . Wie? Sind sie ungastlich, diese Chinesen?

„Schritzritzskrrrslllpchchchskschritsch!" donnert es mich an.

Sofort nehme ich mein ganzes Chinesisch zusammen und erwidere geistvoll und ein wenig erregt:

„Slosliſlaſlomkivskavskompitsch! Verstanden? Bum!"

Der chinesische Sänger geht respectvoll bei Seite. Ich trete ein. Es ist soviel wie nichts fertig. Sie befinden sich eben etwas im Nachtrab, diese braven Chinesen. So etwas soll bei ihnen öfters vorkommen.

Aber — hab' ich nicht schön Chinesisch gesprochen?

XIV.

Kloster La Rabida. — Ein Rundblick. — Das Columbus-Theater. — Massen neuer Hôtels. — Vorwärts, Arbeiter!

Chicago, 26. März.

Seit Stunden turne ich wieder auf dem Weltausstellungsplatz herum. Hab' heute der lärmenden Eindrücke genug . . . . Ich sehne mich nach einem stillen, einsamen Winkel. Ich will allein sein, will träumen . . . .

Kaum, daß ich den Kopf wende, da erblicke ich auch schon das Kloster La Rabida, eine getreue Nachbildung jenes spanischen Klosters, in welchem Columbus vor Antritt seiner Amerika-Fahrt einige Zeit verbrachte.

Ha — das wär' etwas für meine Stimmung! . . .

Stellt Euch einen Felsenhügel vor, umrauscht von heranrollenden Wellen des Michigan-See's. Darauf ein langgestrecktes, melancholisches Gebäude. Hohe, weißschimmernde Mauern, kleine Fenster, ein viereckiger Thurm mit mächtigem Kreuz. Daneben eine flache Kuppel, gleichfalls mit einem Kreuz geziert . . . . Dies der flüchtige Eindruck des Weltausstellungs-Klosters.

Ich schlüpfe durch die enge Pforte.

Oede und Verlassenheit umhaucht mich. Ich lausche . . . . Todtenstille . . . . Kein grandioses Auspacken, wie es alle anderen Ausstellungsbauten durchlärmt. Kein Mensch in der Nähe. Ich bin mutterseelenallein in diesen Klosterräumen. —

Die Wanderung beginnt. Von einer leeren Zelle zur anderen. Jede erhellt von einem Fensterchen, und

alle Zellen geöffnet wie alte Gräber. Diese Einsamkeit berauscht die Seele . . . . O, du Weltausstellung da draußen, tobe und brause und lärme und keuche nur weiter! Ich wußte bisher nicht, daß du einen so traulich stillen Winkel birgst.

Nun geht's treppauf, treppab, durch alle Gemächer bis in die kleine Capelle mit ihrem schmucklosen Altarplatz, wo mein Schritt das Echo weckt . . . .

Sie nimmt mich mehr und mehr gefangen, diese träumerische Stille . . . .

Von einer Gallerie blicke ich in den viereckigen, hochummauerten Klosterhof hinab. Die Phantasie versetzt mich nach dem sonnenvollen Spanien, in das echte Kloster La Rabida, sich vier Jahrhunderte zurückträumend. Mir ist, als sehe ich da unten auf den großen Steinfließen Columbus stehen, wie er feurigen Blicks dem Prior seine Pläne zur Entdeckung eines neuen Landes erklärt — jenem hochgebildeten, leutseligen Prior, der sich des hilfsbedürftigen Columbus so thatkräftig annahm.

Doch halt — ich muß einmal von meiner Einsamkeit aus durch die Zellenfenster lugen — hinaus nach dem Weltausstellungstrubel, nach der Außenwelt.

Eine schöne Ueberraschung!

In nächster Nachbarschaft das Krupp'sche Kanonen-Etablissement. Wie kommt diese Residenz der Geschütze gerade hierher? O, ich kann es mir denken! Das Kloster La Rabida ist ein Franziskaner-Kloster; der Erfinder des Schießpulvers war ein Franziskaner-Mönch — deshalb instinctiv solch' brüderliches Nebeneinander . . . . Du alter Berthold Schwarz, wenn Du wüßtest, welche Sonnenhöhe Deine Erfindung erklommen hat! Eben wird drüben die bekannte Riesenkanone abgeladen — das größte Geschütz

der Welt. Ein einziger Schuß damit kostet siebenhundert Dollar — beinahe soviel, wie das Jahresgehalt eines Gymnasialdirectors. Commando: Feuer! . . . Fürchterlicher, erderschütternder Krach . . . . Die Kugel reißt ein Loch in die Natur — weg ist das Geld.

Nun einen Blick durch ein anderes Zellenfenster.

Der Ackerbau-Palast grüßt herüber. Hoch oben auf dem Giebel, gerade mir gegenüber, eine Statuengruppe nackter Frauengestalten, einen mächtigen Globus hochhaltend. Daneben ein robuster, breitgehörnter Gypsstier, der in meine Einsamkeit herunterglotzt.

Beim Ausblick nach einer anderen Seite: durcheinander flatternde Möven, der blauschimmernde Seespiegel, ein ungeheuerer Wasser- und Lichthorizont mit der voll hineinleuchtenden Mittagssonne. Und ganz da hinten der lange, weiße Dampfstreifen eines sich entfernenden Schiffes. —

Aber wieder hinaus in den Ausstellungswirrwarr — hinein in warmpulsirendes Leben . . . .

Die herrliche Promenade am Seeufer entlang. So erreiche ich ein mächtiges Gebäude, das auf die große Tafel über seinem Portal mit der weithin leuchtenden rothen Aufschrift: „Spectatorium" nicht wenig stolz zu sein scheint — das „Columbus-Theater".

Hier soll das größte Ausstattungsstück der Welt, die Entdeckung Amerika's durch Columbus, inscenirt werden. Bei der Aufführung sind dreitausend Menschen thätig. Ihr Intendanten, Ihr Directoren, Ihr dramatischen Künstler, Ihr Bühnenzugehörige jeder Art, kommt hierher und seht, was Theatertechnik leisten kann!*)

*) Leider wurde das „Columbus-Theater" nicht beendet. Nachdem der Bau 900,000 Dollar verschlungen hatte, verkrachte die Actien-Gesellschaft.

Da ist kein „Scenenwechsel“ im Sinne unserer landläufigen Bühnensprache. Soll hier ein anderes Bild erscheinen, so rollt auf Eisenbahnschienen eine neue, vollständig eingerichtete Bühne in den Darstellungsraum. Solch' beweglicher Bühnen hat das Columbus-Theater zweiundzwanzig. Ein Scenenwechsel dauert kaum eine Minute.

Und diese Maschinerien zur Herstellung der Oceanwogen, des Seesturms, der Natureffecte jeder Art! Was sind dagegen die Maschinerien im Bühnenfestspielhaus zu Bayreuth! —

Vor einigen Tagen wurde den Vertretern der Presse eine Reihe dieser Scenen auf einer Modellbühne vorgeführt. . . . Waren das Lichteffecte! . . .

Ueber dem Hafen von Palos aufgehende Sonne. Auf der Bühne Wasser — wirkliches Wasser. Columbus fährt ab mit seinen drei Schiffen. Ein leichter Wind bläht die Segel. Verschiedene Lichtnuancen im Verlaufe des Tages. Leuchten der Sonne in Mittagshöhe. Später — ihr Hinunterglühen, begleitet von jener phantastischen Pracht, welche nur die Tropen bieten. Dann allmähliches Nahen der Nacht. Dämmerung. Das Aufblinken der Sterne. Sie scheinen in der weichen Atmosphäre zu zittern. Sternschnuppen fallen nieder. Jetzt der ganze Himmel im Sternenglanz, der nach und nach verschwindet. Nun das Tropfen des Regens. Der Wind — natürlicher Wind — erhebt sich. Es regnet heftiger. Jetzt Regenguß. Der Wind steigert sich zum Sturm und peitscht die Wogen. Deutlich hörst Du sie plätschern, rauschen. Die Schiffer sind in Verzweiflung. Der Sturm wird Orkan. . . . Wer je ein solches Naturschauspiel auf dem Meer erlebte, weiß, wie großartig das hier nachgeahmt ist. Der Natur zum Verwechseln ähnlich, nur ein Bischen kleiner.

Dann legt sich der Orkan. Die Sonne bricht durch das Gewölk. Ein prächtiger Regenbogen wölbt sich über dem Horizont. Darnach die Freudenbotschaft: „Land!" Die Küste von San Salvador wird sichtbar. Palmen, südliche Vegetation am Ufer. Indianer stürmen herbei. Die Landung erfolgt. Heller Sonnenglanz über einem entzückenden Naturpanorama. . . .

An diese Vorgänge schließt sich die Rückkehr des Columbus nach Barcelona. Großer Festzug. Die letzte Scene zeigt das Sterbehaus des Entdeckers.

Die ganze Handlung wird nicht durch Worte, sondern durch Pantomimen interpretirt. Dazu sind alle Scenen theils von Orchestermusik, theils von Männerchören, theils von gemischten Chören begleitet.

Die Maschine, welche den Sturm hervorbringt, erfordert allein vierhundert Pferdekräfte — ebensoviel wie jene zur Herstellung der Oceanwogen. —

Unweit des „Columbus-Theaters" erheben sich 290 Hotels. Jawohl — zweihundertundneunzig! Sie enthalten zusammen 35,000 Zimmer. Da können viele Weltausstellungs-Besucher hineinschlüpfen. Aber diese schön redigirten Preise! Ein Zimmer zwanzig bis vierzig Mark pro Nacht. . . .

Die fieberhafte Thätigkeit auf dem Ausstellungsplatz vergrößert sich von Tag zu Tag. Noch einige Tausende neuer Arbeiter wurden angestellt. Man arbeitet jetzt ununterbrochen Tag und Nacht. Zahlreiche kleine Bauten, allerhand Pavillons schießen förmlich aus der Erde. Sie drängen sich zum Theil an die kunstvollen Façaden der großen Paläste und stören deren Totaleindruck. Die Baumeister sind ob dieser rücksichtslosen Eindringlinge wenig erfreut. Was thut's! Die Weltausstellung ist im Grunde

genommen ein gewaltiges, amerikanisches geschäftliches Unternehmen. Da muß Geld herausgeschlagen werden, wo es sich irgend herausschlagen läßt. . . . Um nichts in der Welt ein Deficit!

Auch die Verkehrsmittel nach dem Ausstellungsplatz kommen mehr und mehr in Zug. Neue Eisenbahngeleise werden gelegt, neue Landungsplätze für die Dampfschiffe gebaut, neue Cable-Cars angeschafft. So können jede Stunde durchschnittlich 100,000 Menschen nach dem Jackson-Park befördert werden.

Wenn sie nur erst da wären — die Braven!

XV.

Im Fischereipalast. — Eine Weltconferenz von Fischen. — Amerikanische Gigerln. — Venezianische Gondeln. — Einweihung der japanischen Pavillons.

Chicago, 4. April.

Ob die Zahlen richtig sind, mögen Mathematiker entscheiden; aber so ungefähr stimmt es . . .

Also — denke Dir eine Million Fischköpfe, die Mäuler aufgesperrt oder geschlossen, eine Million Frösche, eine Million Krebse, eine Million Schneckenhäuser, eine Million Schildkröten, eine Million Muscheln — alles hübsch in Thon nachgebildet.

Dies der Aufputz, welcher bei den architectonischen Verzierungen des Fischereipalastes verwendet wurde.

Das umgiebt die Hunderte von schlanken Säulen, hockt in den Capitälern, kriecht in die Mauernischen, schmiegt sich an die Fensterbrüstungen, begegnet dem Blick, wohin er auch fallen mag. Der ganze Palast vom Grund bis zu den Kuppelspitzen angefluthet von diesen Emblemen.

Er zeigt den spanisch-römischen Styl. Sie kleidet ihn vorzüglich, diese sonnige Heiterkeit.

Hier das große Reich, wo sich tausenderlei Arten von Fischen einlogirten — vom Haifisch an, über den „Harung im Salze" hinweg, bis zur jugendlichen, hoffnungsvollen Sardine.

O, dieses Parfum, so man Fischgeruch titulirt! . . .

Ich sehe eine Massenversammlung von Heringen. Ihr Mitglieder dieser salzigen Brut, werdet ihr auch euren Beruf redlich erfüllen? Werdet ihr den bleichwangigen Katzenjammer verscheuchen, wenn er dem braven Kneiper alle Poren durchkatert?

Dort am künstlich gebildeten unterseeischen Felsriff hocken Austern — Bluepoints, Rockaways, Clams — für jeden Austernesser ein Götteranblick.

O, der feuchtfröhlichen Weihestunden, wenn beim verlängerten Frühschoppen im dämmernden Halbdunkel einer gediegenen Weinspelunke solche Muschelherrschaften antanzen: ein Dutzend, noch ein Dutzend — na, weil wir gerade so hübsch beieinander sind — meinethalben noch eins. . . . Wie da die Weisheit blüht und die guten Rathschläge für allerhand Politik emporschießen!

Die großen Fischplätze des Erdballs sind nichts gegen diese Weltconferenz von Fischen. Etwa Santa Lucia in Neapel, auf deren Tintenfische der Vesuv herüberlugt, der Fischmarkt in Bergen mit seinen Schiffsladungen von Stockfischen oder der Fischmarkt in Antwerpen — ach, geht mir doch! . . .

Und erst dies Fischgewimmel aus fernsten Meeren!

Denke Dir felsiges Geklipp weit draußen im Ocean — nackt, kahl, öde, vereinsamt. Ringsum nichts als Wasser, Wolken, Leere, Unbegrenztheit, nur umbrandet von Sturzwellen. Auch solche Schreckensgegenden stellen hier aus. Aber es wäre sträflich von mir, wollte ich Dich mit den Visitenkarten dieser Ausstellungsobjecte langweilen. —

Ich gehe ein hochgewölbtes Aquarium entlang. Zu beiden Seiten mächtige, grünschimmernde Glasscheiben — Wände seewassergefüllter Bassins. Drinnen — lustiges Durcheinanderkrabbeln, Auf- und Niederschwimmen von allerhand Gethier: Sardellen, Makrelen, Flundern, Thunfische, Seebarben — was weiß ich . . . .

Ein paar hochaufgeschossene amerikanische Gigerln, Arm in Arm, stelzen vorüber — Leute, die ein freundliches Geschick mit dem nöthigen Kleingeld versorgte, die sich aber

selbst zu Tagedieben degradirten. Eben erblicken sie vor einem großen Bassin ein reizendes Mädchen.

„Aeh — äh, famoser Backfisch!“ meint der Eine.

„Aeh — äh, kenn' ich, ist ein Goldfisch!“ erwidert der Andere. „Villa, Pferde, Capital . . .“

„Aeh — äh, möcht Goldfisch in mein Netz schwimmen lassen,“ schnarrt wieder der Erste.

Die blondlockige Kleine wendet sich um. Ihr Blick streift den windigen Bummler. Die Lippen umschwebt mit einem Schimmer von Moquanterie ein feines Lächeln, das deutlich sagt:

„Du Stockfisch!“ —

In einem besonderen Pavillon residiren die Angelgeräthe.

Mein Gott — giebt es der Angelhaken so unendlich viel? Soll die ganze Welt anbeißen? . . . Warum nicht? Wenn ihr nur immer ein hübscher Köder vor den Augen baumelt.

Auch die Harpunenkanone hat sich eingestellt, die auf den Thranrücken des Walfisches losgeknallt wird. Den Anglern, diesen Geduldsvirtuosen, welche stundenlang am Bachrand sitzen und warten, bis — nichts anbeißt, muß hier das Herz aufgehen.

Wieder hinaus ins Freie . . . .

Wie klar sich der ganze Palast mit seinem Säulenbau in der nahen Lagune wiederspiegelt — eine jener Lagunen, die das ganze Ausstellungsgebiet durchschlängeln.

Drüben eine langgestreckte, bewaldete Insel mit japanischen Pavillons. Eine breit gewölbte Brücke führt hinüber. Grellbemalte venezianische Gondeln, roth, gelb, blau, grün, gold- und silbergestreift — gleiten darunter hinweg. Auf jeder steht ein italienischer Gondoliere, mit einem einzigen Ruder das Fahrzeug lenkend. Dies — inmitten der hochaufragenden, weißschimmernden Prachtbauten — ein ent-

zückender Anblick . . . Jetzt singt ein Italiener beim sanften Dahinschweben seiner Gondel eins jener Volkslieder, wie man sie in Venedig auf dem Canale Grande trifft.

Doch addio, Italien! Ich steige über die Brücke nach Japan.

Dort heute ein lustiges Leben: Einweihung der Pavillons . . .

Auf hoher Stange flattert die japanische Flagge, weiß mit blutrother Scheibe. Der japanische Regierungsvertreter, Herr Tejima, in goldbesetzter Uniform, ist mit seinem Baumeister erschienen. Ringsum eine Anzahl hervorragender Gäste. Daneben in Reih und Glied die japanischen Arbeiter, kleine zierliche Gestalten mit gelben Gesichtern und funkelnden Schlitzaugen. Alle tragen enganliegende, gewirkte blaue Blusen, auf denen verschiedene religiöse Sprüche stehen.

Jetzt erklärt der japanische Architect seinen Ausstellungstempel. Wollte ich seine Rede in einen gewissen deutschen Jahrmarkts-Jargon übertragen — sie würde etwa folgendermaßen lauten:

„Hier, meine Herrschaften, sehen Sie drei japanische Pavillons, die durch lange Corridore verbunden sind. Jeder stellt eine Entwickelungsperiode der japanischen Architectur vor. Der linke ist in einem Styl gehalten, wie er vom 10. bis zum 13. Jahrhundert im Reiche des Mikado blühte. Das Innere zeigt einen Raum im Palast der Hofleute, welche in ihren Mußestunden Musik und Poesie mit Begeisterung trieben. Das Ganze stellt den Fujiwarastyl vor. Verstanden? . . . Und nun blicken Sie gefälligst nach dem rechten Pavillon! Er gehört jener Zeit an, während welcher in Spanien Columbus lebte — jener Zeit, wo in Japan Reinheit und Einfachheit des Styls vorherrschte. Das ist die Ashikagaperiode. Das Innere bedeutet eine

Nachahmung der Villa Hinkakuji. Verstanden? . . . Und nun, meine Herrschaften, wenden Sie gefälligst Ihre Aufmerksamkeit dem mittleren Pavillon zu! Er stammt aus dem 18. Jahrhundert und zeigt sich Ihren Blicken im Styl Tokugawas. Das Innere ist der Empfangssalon eines japanischen Feudalherrn. Verstanden? . . . So — nun bin ich fertig."

Der Redner ergreift den Schlüssel des Hauptpavillons — einen mit rothem Sammt drapirten Schlüssel an langer Schnur und Quaste, in Form eines Galgens. Höflich dankend nimmt ihn der kaiserlich japanische Commissar entgegen. —

Ein anderer Japanese trippelt in den Vordergrund. Er richtet einige beglückwünschende Worte an die aufgestellten Arbeiter. Sofort schlägt der Aelteste von ihnen ein langgezogenes Krähen an. Der ganze Chor antwortet mit einem wirren, zehn Minuten anhaltenden, gebetartigen Geschrei.

„Was ist denn das?"

„O, ein Haupttheil der Festlichkeit: der Vortrag einer speciell für die Eröffnungsfeierlichkeiten componirten Festode."

Kaum ist der letzte Schrei verhallt, so folgt zwölfmaliges Händeklatschen. . . . Ein paar englische Redner ergreifen noch das Wort; dann ist die officielle Festlichkeit zu Ende. —

Später bequemt sich die ganze japanische Gesellschaft wieder mehr zu europäischen Sitten. Zur Feier des Tages versteigt sie sich zu einem Champagnerfrühstück. . . .

Wenn der kommende Herbst die Ausstellungspaläste wieder von dannen fegt und die „Weiße Stadt" mehr und mehr entschwindet wie ein schöner Traum — die japanischen Pavillons werden Chicago erhalten bleiben.

XVI.

Die „Straße von Cairo". — Orientalisches Leben. — Aufmarsch der Haremsdamen. — Im egyptischen Restaurant. — Bei den Eskimos. — Eine Singhalesentruppe. — Im „Berner Oberland".

Chicago, 11. April.

„Allah ist das Licht des Himmels und der Erde!" ... Zum ersten Mal in Amerika, daß ein arabischer Priester diesen Ruf von der Spitze eines Minarets herunterschmettert — herunterschmettert in die „Straße von Cairo", indeß die heimgehende Sonne die weißschimmernden Gebäude anglüht und anderthalbhundert Egypter, das Gesicht nach Osten gewendet, ihre Gebetsübungen verrichten.

Ich will auf der Ausstellung einige fremde Völkerschaften besuchen und bin zuerst unter die Leute vom Lande der Pyramiden gerathen ....

Gestern sind sie hier am Michigan-See angelangt. Die Straße mit ihren Harems, ihrer Moschee, ihren Minarets wartete schon mehrere Stunden ....

Plötzlich, gegen Mittag, große Bewegung. Da unten, neben dem benachbarten „Deutschen Dorf", kommen sie dahergezogen, ganz eingehüllt in einen Glorienschein von Staub, wie in ein Stück Libysche Wüste.

Alle haben eine tüchtige Ueberfracht orientalischer Fröhlichkeit bei sich. Das wetterleuchtet auf den braunen Gesichtern, hängt in den buntfarbigen, goldgestickten Kleidern, springt aus der lebhaften, von tausend Gesten begleiteten Unterhaltung .... Es fehlt nur noch ein Stückchen südlicher Himmel, ein Bündelchen südlicher Sonnenstrahlen,

eine Riesenladung orientalischer Schmutz — und ein Winkel vom echten Cairo wäre fertig.

Sofort wird es lebendig in der bisher stillen Straße.

Ein alter, weißbärtiger Scheikh, das Haupt der Gesellschaft, besichtigt, noch bevor er sich den Reisestaub aus den Augen wischt, mit religiösem Eifer die Moschee. Er muß wissen, ob sie den Forderungen des Korans entspricht. Ein befriedigtes Lächeln huscht über sein ernstes, faltenreiches Gesicht. Sie kann so bleiben, diese Moschee.

Ein Schwarm tiefverschleierter Frauen wird nach den Harems geleitet. Ein halbes Dutzend Jungen, kleine kaffeebraune Schelme, stürzen sich auf den nahen Sandhaufen und fangen an zu spielen. Sie bauen eine Pyramide. Das übrige Volk, begleitet von allerhand Neugierigen, durchschlendert die Straße.

Famose egyptische Typen!

Da ist ein beturbanter, in grellfarbig gesticktem Talar steckender Zauberer. O, der versteht sein Handwerk! Während er gemessen dahinschreitet, läßt er aus dem hartgetretenen Fußboden Blumen hervorsprießen — so schön und duftig, man könnte damit sofort ein geliebtes Weib schmücken. Dann verschluckt er ein meterlanges Schwert und durchsticht mit einem Spieß ein in Decken gewickeltes Kind, ohne es zu verletzen . . . Bravo!

Eseljungen, vor Heiterkeit beinahe explodirend, springen umher. Barfüßige Kameeltreiber in langen blauen oder rothen Burnussen stehen herum. Ein robuster Eunuche drückt die broncefarbene Stirn an die weiße Mauer. Ob ihn das Heimweh nach den Palmen der Nilgestade durchbebt? . . . .

Hier ein kleines egyptisches Restaurant mit weitgeöffneten Flügelthüren. Drinnen gedeckte Tische und ein paar auf- und abspringende Köche, den rothen Fez auf den Krausköpfen.

Ich schnuppere.... O, appetitlich!... Maccaroni....

Da auf einmal ängstlich eifriges Winken. Ein alter Beduine stürzt auf mich zu.

„Huhu — Seite gehen — ganz bei Seite — jetzt Frauen zu Tische kommen — dürfen von Euch Mann nicht gesehen werden — Allah verboten — Allah strafen — schnell, schnell!“ stottert er in einem Mischmasch von Französisch und Italienisch.

Ich stelle mich, als verstehe ich ihn nicht. Kurzes Debattiren. . . .

Aber da wallt sie schon daher, die Karawane der Frauen. Es sind einige dreißig — jede behängt mit Ketten, Spangen, Bändern. Voran trippelt in gelben Pantöffelchen und grünseidenen Strümpfen, mit silbernen Spangen über den Knöcheln, Narida, die Schönheit der Truppe. Ein juwelenbesetzter Gürtel hält das buntfarbene, faltige Gewand zusammen. . . . Einige der Holden sind bereits ein wenig aus der Façon gequollen; von geschmeidig biegsamer Taille keine Spur. So wandelt es anmuthig und graciös an mir vorüber.

Alle nehmen auf niedrigen Stühlen an den Tischen Platz. Während die Speisen noch auf sich warten lassen, qualmen mehrere der Suleika's, Hosma's, Fahima's, Sadiga's Cigaretten. Nun umschweben Dampfwölkchen schöne, sanftgeneigte Profile, langwallende Haare, dicke schwarze Flechten.

Doch überlassen wir die Damen dem Roastbeef und den Köchen. —

Eine Stunde später wird das kleine Restaurant von Männern gefüllt. Sofort sitze ich mitten unter ihnen, in einem Gewoge von Fez und Turban, und esse Maccaroni — 's ist eine Götterlust! Meine Tischnachbarn kennen zusammen drei oder vier verstümmelte Worte Deutsch; ich

weiß ebensoviel Arabisch. So ist die Unterhaltung in schönstem Fluß. —

Indem ich die „Straße von Cairo“ verlasse, kehre ich einer lichtvollen orientalischen Oase den Rücken, die — nach Amerika versprengt — sich im Weltausstellungs-Ensemble gar prächtig macht.

Nach zehn Minuten bin ich in einer andern Welt, bin ich im „Dorf der Eskimos“ — bei Leuten aus den Schneegefilden und Eisregionen Labrador's . . . .

Eine anheimelnde, von wundersamer Ruhe überhauchte dörfliche Scenerie.

Hier ein kleiner, träumerischer See. An seinem Ufer mehrere Canoës, die characteristischen Fahrzeuge dieses Volksstammes. Daneben eine Gruppe dickköpfiger, verwitterter Weiden. Weiterhin niedrige Hütten, mit Baumrinde umkleidet und Moos bedeckt. Die winzigen, ungleichen Fensterscheiben haben seit ihrer Existenz auf dem Weltausstellungsplatz mit Wasser noch nicht Bekanntschaft gemacht; ihr Schmutz schimmert in Irisfarben. In einer staubigen Höhlung wälzen sich große, langzottige, wolfartige Hunde.

Plötzlich kommt Bewegung in die Ruhe. Aus einer Hütte treten zwei kleine, ganz gleichmäßig in Felle gehüllte Gestalten — zwei muntere Burschen, wie ich meine. Aber nein — es ist Mann und Frau.

Der Mann ergreift eine lange Peitsche und knallt ein paar Mal durch das Dorf. Augenblicklich springen die Hunde herbei. Ich tätschle einen auf dem weichfelligen Kopf herum . . . . „Du bist ein prächtiger Kerl! . . . Nicht wahr? . . . Natürlich!“ . . . Schwanzwedelnd giebt er es zu.

Muntere, pausbäckige Kinder hopsen heran; eine kleine

Balgerei entbrennt. Mehr Eskimos vervollständigen die „Volksmasse“. Zwei von ihnen schlüpfen je in ein Canoë und stoßen vom Land. . . . Ein alter Eskimo zeigt seine Künste in der Hantirung der langen Peitsche. Auf seine Aufforderung lege ich ein Geldstück auf den Rasen. Sofort bringt er es mit einem Schwupp seiner dreißig Fuß langen Peitsche an sich.

Nicht immer herrschte im Eskimodorf solch' patriarchalische Eintracht. Hier brütete schon einmal etwas vom Geist der französischen Revolution. . . .

Das war vor einigen Tagen, als die Sonne heiß herniederbrannte in diesem Chicago. Die Erde dürstete nach einem Regenguß. Jämmerlich wurden sie geplagt in ihrer Fellkleidung, die armen Eskimos. Die Hitze entzündete in ihren Köpfen allerhand Aufruhrgedanken. Ein Anführer der „Massen“ war bald gefunden. Sie wollten die Felle mit leichteren Gewändern vertauschen. Aber der Chef der Truppe mochte nichts davon wissen.

Heftige Debatten auf beiden Seiten. Da erklärten die Aerzte, daß alle Eskimos bis spätestens August sterben würden, falls sie nicht ihre Felle ablegten.

Nun hängen die haarigen Feierkleider bei heißen Tagen an den Bäumen, während sich die Eskimos in weißleinenen Kitteln herumtummeln.

Ein andermal hatten die Braven gehört, wieviel Geld die Zimmerleute auf dem Ausstellungsplatz verdienen.

„Wie?“ brütete das Eskimogehirn. „Einer täglich vier Dollar? Das ist doch mehr, als du die ganze Woche erhältst! Und dann brauchst du nicht mehr im Thran herumzuplätschern oder dich so oft in deinen Fellen photographiren zu lassen!“ . . . Der „Streit“ war nach solch' philosophischen Erwägungen fertig. Eine Flucht wurde

inscenirt. Schauder und Entsetzen herrschte in dem sonst so friedlichen Eskimodorf, bis die Polizei die Flüchtlinge zurückholte und wieder Ordnung schaffte. —

Später stoße ich auf einen Trupp Singhalesen. Einige von ihnen werden gerade in das Panorama des „Berner Oberlands" geführt. Ich schließe mich ihnen an. . . .

Nun stehen wir drinnen auf einer Erhöhung. Ringsum die wunderbar gemalte Pracht des Hochgebirgs: grüne Matten mit Hütten und Heerden, die Kette steiler Felsen, funkelnde Schneefelder, eisbedeckte verwitterte Zacken, Sturzbäche, Gletscher, Gletscherduft — es friert Einen förmlich.

Die Leute aus der brennenden tropischen Sonne sind für Augenblicke starr. Dann verwandelt sich ihr Staunen in helle Freude. Ich denke, einer von ihnen will vor Vergnügen ein Rad nach dem „Berner Oberland" schlagen, so toll geberdet er sich.

O, ein bewegliches, wechselndes Bild ist es, welches die ausgestellten, so verschiedenartigen Völkerstämme bieten — Völker aus allen Winkeln des Erdballs. . . .

Wer eingehende ethnographische Studien treiben will — hier findet er die vorzüglichsten Anschauungsmittel.

XVII.

Der Brief vom Cultus-Ministerium. — Abtheilung „Deutsche Unterrichtsausstellung". — Was Universitäten vorführen. — „Bums vallera! Die Welt ist wunderschön!" — Ein Hochgebirge von Schülerheften. — Condensirtes Kanonenfieber. — Pädagogische Zeitungen. — Lesebuch-Fabrikanten. — Was ich vermisse. — Eine kleine Anregung.

Chicago, 19. April.

Im kleinen Dorfschulhaus da oben in Hinterpommern allgemeine Bestürzung . . . .

Ein eleganter Brief ist angekommen — ein Brief vom Cultus-Ministerium in Berlin. Darin heißt es — wenn man von dem ganzen amtlichen Parfum absieht — kurz und bündig: „Sofort Aufsatzhefte vom letzten Halbjahr schicken für die Weltausstellung in Chicago!"

Der alte Lehrer kann sich kaum fassen . . . . „Ach, Du lieber Gott! . . . . Wie? . . . Die Hefte meiner Dorfjungen! . . . Ueber's Meer? . . . Nach Amerika? . . . Zur Weltausstellung? . . . Hm! hm!"

Aehnliche Schreiben mit ähnlichen Forderungen flatterten vor Monaten durch's ganze deutsche Reich. Sie waren adressirt an Universitäten, an Idioten-Anstalten, an höhere Töchterschulen, an Taubstummeninstitute, an Kindergärten, an Realschulen, an Blindenanstalten, an Seminare, an Malerakademien, an Volksschulen, an Gymnasien — an Unterrichtsanstalten jeder Art.

Sie alle sollten aus ihrer Branche etwas für Chicago liefern: Abtheilung „Deutsche Unterrichtsausstellung".

Diesen Aufforderungen wurde gar verschiedene Aufnahme zu Theil.

In manchen Staaten, wie Württemberg, helle Begeisterung; in anderen kühleres Verhalten; in noch anderen, wie im schönen Sachsenland, sogar — Ablehnung. Ja, wenn der deutsche Schulparticularismus nicht wäre! —

Und nun komm mit mir in den „Manufactur-Palast"!

In einem Theil der westlichen Gallerie sind all' die Tausende von Gegenständen einlogirt, welche von den deutschen Unterrichtsanstalten herübergeschickt wurden. Hier ein anschauliches Bild von der Entwickelung und dem gegenwärtigen Stande des gesammten deutschen Unterrichts, von der untersten Elementarclasse in irgend einem Posemuckel an bis hinauf zu manch' ehrwürdigem Lehrstuhl der Universität.

Was Du in all' den zahlreichen Abtheilungen erblickst, sind die Bausteine zum deutschen Bildungswesen, sind die Mittel zur deutschen Nationalerziehung. Was all' diese Gegenstände erfüllt, ist die Seele des deutschen Volks .... Brauchst Dich nicht zu schämen, wenn hier eine gewisse Weihe Dein Herz durchbebt . . .

Dir Alles im Einzelnen zeigen — nein, das geht nicht; eine Welt läßt sich nicht im Fluge kennen lernen.

Doch gieb mir den Arm! Wollen mitsammen herumschlendern und soviel sehen, als Du zu einem flüchtigen Eindruck brauchst.

Da oben ein großes Oelgemälde. Kennst Du das geistvolle Gesicht? Rudolph Virchow. Darunter ein Modell seines Auditoriums. Und dort die Professoren Helmholtz und Bergmann. Dann Koch mit seinem Laboratorium und den Ergebnissen seiner weltbekannten Forschungen . . .

Du merkst, wir befinden uns in der Ausstellung deutscher Universitäten . . .

Hier die Personal- und Vorlesungsverzeichnisse vom Sommersemester 1880 ab. Dort Pläne bedeutender Hochschulen. Manch' altes, bemoostes Haupt, ehemals fleißig im Collegienschwänzen, kann jetzt jenen Lehrsaal aufsuchen, in welchem einstens der Herr Professor sich abmühte . . . Nun allerhand Universitäts-Statistik, eine übersichtliche Darstellung der Frequenz auf deutschen Gelehrtenschulen. Beispielsweise: wieviel amerikanische Studenten studiren in Deutschland? Hunderte . . . Dagegen: wieviel deutsche Studenten studiren in Amerika? Null . . . .

Auch das studentische Leben mit seiner Fröhlichkeit ist vertreten: ein Stoß Commersbücher, geweiht durch eine Ewigkeit darüber hingezogener Kneipstunden; Schläger, Trinkhörner und sonstige Attribute der Burschenherrlichkeit.

Hier sogar etwas Kneipzimmer der Bonner „Borussen" — einem Corps, dem bekanntlich Kaiser Wilhelm II. angehörte. Ha, da hängt auch sein Bild — Se. Majestät als „Borusse" . . . . Mir ist, als athme ich studentische Luft . . . . „Bums vallera! Die Welt ist wunderschön!" . . . „Als die Römer frech geworden, sim se rim sim sim sim sim," schwirrt es mir durch den Kopf. —

Nanu? Was will dieses Hochgebirge von Heften?

Es sind die Jahresberichte des Gymnasiums zu Frankfurt a. M., Jahresberichte von 1624—1893. Wieviel ernstes Streben, wieviel ehrliche Arbeit, wieviel glänzende Erfolge ruhen in diesen schlichten Heften! Und welche Entwickelung des deutschen Geistes! . . .

Sieh — weiterhin Tagebücher der allerverschiedensten Gymnasien. Vor mir eins, das vor zwanzig Jahren im städtischen Realgymnasium zu Crefeld geführt wurde. Ein

gerade anwesender Herr Schulze, der zufällig diese Schule besuchte, will wissen, womit man am 16. Mai 1873 Nachmittags zwischen drei und vier seinen Geist erbaute. Wir schlagen nach. „Es waren die Nebenflüsse der Donau, Verehrtester . . . . Wissen Sie noch:

„Iller, Isar, Lech und Inn
Fließen nach der Donau hin." . . .

Jetzt begegnen wir einer Masse Clausurarbeiten. Haucht daraus nicht Erregung, Angst, condensirtes Kanonenfieber? Weiß der Kuckuck — bei solchen Arbeiten fällt Einem merkwürdigerweise manchmal nichts ein . . . Aber sie machen sich gut auf der Weltausstellung.

Rasch gerathen wir nach einander in verschiedene Abtheilungen: „Lehrerbildungsanstalten", „Volksschulen", „Arbeiten von Blinden" — unter allerhand Bücher, Pläne, Zeichnungen, Photographien.

Hier das Bild der altersmüden Dorfschulbaracke einer ostpreußischen Gemeinde vom Jahre 1821. Daneben das architectonisch herrliche Schulgebäude derselben Gemeinde vom Jahre 1893.

Ja, mein Junge — auch Schulhäuser haben ihre Entwickelung!

Hurrah — jetzt kommen die pädagogischen Zeitungen! Du weißt, keine Branche erfreut sich einer so großen Tagesliteratur, wie die liebe Pädagogik. Was auf diesem Gebiet alles mitreden, reformiren, neue Bahnen zeigen, neue Gebiete erschließen will — kaum zu glauben! Ein Hexensabbath!

Daneben aber jene altbewährten, von bedeutenden Geistern geleiteten pädagogischen Blätter, deren Worte vollwichtig in die Schale fallen . . . Friedrich Dittes, ich grüße Dich!

Nun zu den Hunderten von Lesefibeln.

Anheimelnde Erinnerungen schweben über diesen unscheinbaren Büchelchen. Da sind Lesefibeln, nach denen die junge, blühende Mutter ihrem „Aeltesten“ die Anfangsweisheit des Lesens beibrachte: „De—r — Hu—nd — be—llt;“ Lesefibeln, aus welchen unsere Großeltern buchstabiren lernten; Lesefibeln, ganz erfüllt von Kinderfreude und Jugendlust . . . .

Und erst diese Legionen von Lesebüchern! Alles, was vom Jahr 1776—1892 erschien, hat sich eingefunden. Die alte Geschichte: wenn manch' „großer Pädagoge“ der Schule rasch auf die Beine helfen will, fabricirt er ein Lesebuch. Er nimmt dreiundzwanzig ihm zugängige Exemplare, macht daraus das vierundzwanzigste, erzählt mit Cantorpatos im Vorwort, daß er einem „tiefgefühlten Bedürfniß“ abgeholfen habe und bittet seinen Freund, der Bezirks-Schulinspector, das neue Opus in seinem Kreise einzuführen. —

Je mehr wir uns in die Unterrichtsausstellung vertiefen, um so mehr wächst die Achtung vor dem deutschen Schulwesen.

Dabei muß man auch jener Männer gedenken, die bei dem Zustandekommen dieser Abtheilung hervorragend thätig waren. Es sind die Professoren Stephan Waetzoldt aus Berlin und Dittmar Finkler aus Bonn.

Und nun, Ihr fünfundachtzig Nationen der Weltausstellung — seht, was hier geleistet wird! Seht, wo wir Deutschen Euch überlegen sind, und wo wir von Euch lernen können!

Ja — zuweilen auch lernen, wenn es auch vielleicht manch' eingerosteter Eigendünkel, der nie fremde Himmelsstriche sah, nicht zugeben will . . . .

Auch Ihr braven Seelen, die Ihr gelegentlich so gern über deutsche Schulmeisterei witzelt: etwa gewisse protzenhafte Geldsäcke oder blasirte Junker, Leute, bei denen die Achtung vor dem Lehrerstand eine Octave zu tief gestimmt ist — tretet herzu, damit Ihr Euch der Würde des deutschen Erziehungswesens bewußt werdet und Euer bischen Idealismus wieder aufwärmt!

Freilich — bei aller Vollständigkeit dieser Abtheilung giebt es doch noch wichtige Dinge, welche ich vermisse ....

Wo ist das microscopische Jahresgehalt eines ostpreußischen Dorflehrers? Wo sind die berechtigten Hoffnungen auf Erhöhung der Lehrergehalte überhaupt? Oder fürchtete man, diese Seifenblasen würden beim Transport über den Ocean platzen? ... Wo ist ein modernes Drama, wie es zuweilen vor seiner Aufführung von gewissen Polizeiorganen censirt wird — derart censirt, daß darauf allgemeines Kopfschütteln folgt? —

Und nun, mein deutsches Volk, über das Meer hinüber eine kleine Anregung! ...

Mühselig wurden die hier aufgebauten Schätze zusammengetrommelt. Leicht sind sie nach Schluß der Weltausstellung wieder in alle Winde verweht. Du hast soviel Geld für Bier, für Waffen, für was weiß ich — wie wär's, wenn Du auch eine kleine Summe für einen Theil dieser Schätze hättest, damit sie sich nicht wieder trennen müßten? Damit sie vielmehr bei ihrer Heimkehr über den Ocean als „Schulmuseum" vereinigt werden könnten? ...

Das wäre ein Erinnerungsmal, ein Ehrenmal, welches zeigt — wie Deine Kinder gebildet werden, Mutter Germania!

XVIII.

Eine erwartungsvolle Menge. — Die „Beduinen Amerika's". — Indianer-Diner. — Wie fremde Völkerschaften Bekanntschaft machen. — Der Beduinen-Indianer-Zweibund. — Allerhand nationale Farbentöpfe. — Eine javanische Todtenfeier. — Der syrische Tänzer. — Ringelreigen aller Völker.

Chicago, 29. April.

Auf der „Midway-Plaisance" eine zusammengedrängte Menge, die Gesichter voll gespannter Erwartung. Durcheinander schwirrende Stimmen:

„Bitte, mein Fräulein, den großen Hut 'runter!"

„Langsam! Langsam!" . . .

„Sie werden wohl Ihre Nase noch weit genug vorstrecken können!" . . .

„Na ob!" . . .

Was ist los? Was geschieht?

Zwei einander weltenferne Völkerstämme sollen sich jetzt zum ersten Mal sehen: Beduinen und Indianer.

Turban an Turban, langwallende, grellfarbige Burnusse, sonnenverbrannte Terracotta-Physiognomien — so stehen sie da, die Söhne der Libyschen Wüste. Man hat ihnen erzählt, die Indianer sind die „Beduinen Amerika's", sind also gewissermaßen „Eure Landsleute, Eure Collegen"...

Deshalb solch' riesige Spannung auf die neuen „Brüder".

Hab' mich auch herangedrängt. Will Dir heut' verschiedene characteristische Völkerschaften zeigen, wie ich bereits Egypter und Eskimos aufmarschiren ließ.

„Halloh!“ . . . Da stürmt sie schon daher, die Indianerhorde, heulend, grinsend, zähnefletschend. Voran der Häuptling Jack Red Cloud: Schädel wie ein Prairie-Büffel, Augen wie ein tollgewordenes Kaninchen, Teint wie ein knusperiger Pfefferkuchen. Alle ziemlich oberflächlich bekleidet, mit langen Federn geschmückt, mit allerhand Zähnen behängt. Dazu roth, gelb, grün, blau angepinselte Gesichter — fürwahr, hübsche Zeichenvorlagen, bei deren Copirung der Stift in malerischem Luxus schwelgen könnte.

Entsetzt prallen die Beduinen beim Anblick dieser „Collegen“ zurück. Ist den Indianern verteufelt egal. Ihre Parole heißt jetzt „essen, essen, essen“.

Sofort beginnt das „Diner“.

Einer schwingt triumphirend eine Hammelkeule, ein Anderer beseitigt im Nu eine Wurst, ein Dritter scalpirt eine undefinirbare Fleischsorte. Das Alles Angesichts der weißen Fronten der Ausstellungs-Paläste, welche durch die knospenden Bäume herüberlugen . . .

Die Fütterung ist vorüber. Die Herrschaften haben sich beinahe betrunken gegessen. Nun mischen Dolmetscher die harrenden Beduinen unter die Indianer. Die fremden Menschen starren im ersten Moment einander an wie fremde Vögel, hergeflattert vom Sand der afrikanischen Wüste und vom Rauschen des amerikanischen Urwaldes. Dann neugierige, wohlwollende Blicke, gegenseitiges Betasten: die Beduinen mit ihrer warmen, orientalischen Freundschaft, die Indianer reservirter — ein unvergeßliches Bild.

Die Situation wird bewegter.

Nasenflügel in lebhafter Erregung; Mäuler, die sich bis an die Ohren öffnen; Lachen, das Aussicht auf alle Zähne gestattet; mit verkniffenen Wangen drollige Grimassen;

704411

Herzen in ungestümer Wallung. Schließlich stürmisches Händedrücken ....

Zwei Beduinen nehmen einen Indianer wie einen bekneipten Studenten unter die Arme. Der aber hat für solche Liebenswürdigkeiten keine empfindenden Nerven. Er stößt die „Herren" mit den Ellbogen in die Seiten und schüttelt sie ab. Doch das stört nicht die Gemüthlichkeit. O, schönes Beisammensein! Schöne Augenblicke! ...

Aber nicht lange.

Man erzählt den Beduinen, daß diese Indianer ohne Sattel reiten können ...

„Wie? .... Ohne Sattel reiten!? .... Wir auch!" ....

Verletzte Eitelkeit erwacht. Das erste Wellengekräusel des Concurrenzneids zittert daher. Eine kleine Verstimmung überhaucht die Heiterkeit .... Ach, so ist es immer in dieser Welt, sobald Eitelkeit und Concurrenzneid zu Worte kommen!

Als man sich trennt, hat die Eintracht ein Loch.

Aber noch schlimmer.

Wenige Stunden später geht der Beduinen-Indianer-Zweibund ganz in die Brüche. Da treffen sich in einer nahen Kneipspelunke ein paar Rothhäute und ein paar Wüstensöhne. Anfangs sitzen sie friedlich bei einander. Kaum aber, daß ein Glas Whisky ihre Adern durchglüht, giebt es auch schon eine regelrechte Keilerei. Der Sioux-Indianer White Eagle alias „Goodbye" geberdet sich, als wäre er in einer heimischen Prairie auf Kriegspfade ausgezogen. Ha, der versteht das Zuhauen! ... Polizei muß einschreiten.

Was Eitelkeit und Concurrenzneid nur spärlich fertig brachten — das „Zusammenkneipen" hat es gründlich besorgt.

O Weltausstellung, Du Zauberin! Was für Völker des Erdballs hast Du zusammengeführt! Alle nationalen Farbentöpfe, so eine üppig schwelgende Phantasie sich nur zurechtträumen kann! . . .

Im Weiterbummeln komme ich zu den Sudanesen — schwarzglänzende Gesellen mit langen Pfeilen, gebogenen Schwertern und Schildern aus Krokodilhaut; komme ich zu den Hindus mit ihren Safrangesichtern, die mich freudestrahlend anglotzen, als hätte ich Miene gemacht, Jedem von ihnen eine Million auszuzahlen; komme ich zu den Arabern aus Marocco, welche einen großen Theil des Tages mit Waschungen verbringen und nicht beten, wenn sich nur ein Tüpfelchen Schmutz an ihrem Körper befindet; komme ich zu den Bambushütten der Leute von Java, an deren Dorfeingang ein großer, rothangestrichener Blechfisch hängt, der zur Essenszeit kräftig angeschlagen wird und dann dröhnt wie eine zersprungene Glocke.

Ach, tiefe Trauer durchschwebt jetzt das javanische Dorf.

Vor einigen Tagen erblickte ein javanischer Sprößling das „Licht der Weltausstellung", der sofort „Chicago Cleveland Javanico" getauft wurde. Ein großes Fest sollte deshalb im javanischen Dorf in Scene gehen. Aber er wartete es nicht ab, der Kleine; er starb vorher. Jetzt soll er beerdigt werden.

Der Priester Masid erscheint mit dem gelben Sarg, der den Leichnam des kleinen Todten birgt — umringt von einer Anzahl leise wimmernder javanischer Frauen.

Nun beginnen sie den von melancholischem Gesang begleiteten Todtentanz — erst langsam, dann schneller und schneller, indeß die Mutter Andori und der Vater Andut in trüber Resignation bei Seite stehen. Jetzt ein Zeichen des Priesters — der wilde Tanz hört auf. Die

meisten der Frauen fallen erschöpft zu Boden. Der Priester wendet sich gen Osten, reckt sich empor, hebt beschwörend beide Hände zum Himmel und murmelt unverständliche Gebete. Dann steigt er in einen bereit stehenden Miethwagen und rollt mit dem kleinen Sarg nach dem Kirchhof ....

Verschiedene Völkertypen hat „Buffalo Bill" mobil gemacht.

Soeben treten Syrer — vorzügliche Gymnastiker — mit einem Tänzer auf. Während ihrer ganzen Vorstellung dreht sich der Tänzer mit ausgestreckten Armen und weißem, aufgeblähtem Rock wie ein Kreisel.

Die Syrer singen ein monotones Lied, springen übereinander, bilden eine Pyramide . . . Der Tänzer dreht sich wie ein Kreisel ... Halsbrecherische Evolutionen folgen. Stürmischer Beifall knattert los . . . Der Tänzer dreht sich wie ein Kreisel ... Weiter geht die Vorstellung unter freiem Himmel. Ein Platzregen prasselt nieder. Was thut's? Bei „Buffalo Bill" wird nicht „gestoppt" . . . Der Tänzer dreht sich wie ein Kreisel . . .

Er dreht sich wie ein Kreisel! . . . Jetzt bereits fünfundzwanzig Minuten. Noch keinerlei Ermüdung bemerkbar. . . . Er dreht sich wie ein Kreisel . . . Immer dasselbe ruhige Gesicht, dieselben geradausgestreckten Arme, derselbe aufgeblähte Rock . . . Er dreht sich wie ein Kreisel. . . .

Mein Gott, wie ihn bremsen? Wie dieses ruhelos fortsausende Rad anhalten? Ist das noch ein Mensch? . . . Er dreht sich wie ein Kreisel. . . .

He, wenn Du noch nicht schwindelig bist — ich bin es längst für Dich, wie man auch zuweilen für einen Anderen erröthet! . . . Er dreht sich wie ein Kreisel ... dreht sich wie ein Kreisel . . . .

Nein — jetzt nicht mehr.

Plötzlich — Halt! Eine höfliche Verbeugung, als sei nichts gewesen, freundliches Nicken, freundliches Lächeln — er tritt ab, ohne auch nur im Geringsten zu schwanken....

Soll's ihm Einer nachmachen! —

Es wäre nicht schwer, auf der „Midway-Plaisance" einen Ringelreigen von Vertretern aller Völker der Erde zu veranstalten.

Ein Indianer nimmt einen Eskimo bei der Hand, dieser einen Beduinen, der einen Tartaren, dieser einen Zulu, der einen Kosacken, dieser einen Sudanesen, der einen Hindu, dieser einen Feuerländer — Musik spielt auf . . . Hussah, der Völkerreigen beginnt!

All' diese Menschen verließen die Einsamkeit der Wüste, der Prairie, des Urwalds, der Steppe, verließen das Eis Grönland's, die Ungastlichkeit fernster Felsgestade — ach, welch' gewaltiger Magnet zog sie hierher? War es das Verlangen nach einem neuen Vaterland? Nach einer neuen Religion? Nach sonst etwas Neuem? . . .

Nein — sie wollen verdienen, wollen leben. —

Jetzt ist es Nacht . . . . Ueber all' den fremden Dörfern, Hütten, Zelten der „Midway-Plaisance" tiefste Ruhe . . . . Welche Träume mögen unter den Schädeldecken der Bewohner ihre Zaubergebilde entfalten? Wohl jeder dieser fremden Menschen hat über fernen Meeren, über fernen Gebirgen, über fernen Inseln ein Herz, das um ihn bangt, einen trauten Winkel, nach dem er heimverlangt . . . .

Gute Nacht, Ihr Alle!

XIX.

Weltausstellungs-Eröffnung. — Auf der Journalisten-Tribüne. — Auch eine Menschenmenge. — Der Präsident erscheint. — Das „Ewig-Weibliche“ am Rednertisch. — Der Druck auf den electrischen Knopf. — Eine unheimliche Situation. — Rundgang des Präsidenten.

Chicago, 1. Mai.

Weltausstellungs-Eröffnung! ... Chicago und Illinois — Stadt und Staat haben einen Feiertag proclamirt....

Ich sitze auf der Journalisten-Tribüne. Rings um mich „Federmenschen“ aller Nationen — „öffentliche Meinung“ der ganzen Welt. Neben mir ein japanesischer College, Vertreter des in Tokio erscheinenden „Nitchi Nitchi Schimbum“, dann ein Redacteur des „Si Yama Sa may“ in Bangkog. Gegenüber ein bezopfter Chinese — ich weiß nicht von welcher Zeitung, vielleicht von der Pekinger „Neuen Reisstande“.

Außerhalb der Tribüne, so weit der Blick geht, überall Menschen, Menschen, Menschen — Hunderttausende.

Das drängt sich Kopf an Kopf vom Administrations-Gebäude bis hinunter an die mächtigen Säulengänge am Michigan-See, decorirt die Gesimse der nahen Maschinenhalle, des Ackerbau-Palastes, des Electricitäts-Gebäudes, füllt die weitbogigen Fensterbrüstungen, erklettert die Säulen, hockt auf Schultern und Köpfen der Statuen, flankirt die hohen, goldschimmernden Kuppeln — nimmt Platz, wo kühne Beine nur Platz finden.

Vor mir ein Ocean von Hüten in allen erdenklichen

Farben und Formen, von der filzigsten Schäbigkeit an bis zum eleganteſten Claque. O, grandioses Material zu einer Hutstudie! Dazwischen, die Menge überragend, der Federkopfputz verschiedener Indianertruppen und die leuchtenden Turbane der Beduinen. . . .

Was wollt Ihr? Alles hat sich zum heutigen Welt-Ereigniß in Chicago eingefunden. Sogar die Regenwolken der gesammten Vereinigten Staaten sind schon seit vierzehn Tagen anwesend, und Präsident Cleveland soll sogleich erscheinen.

Die Menschenmenge keilt sich mehr und mehr zusammen. Ich sehe, wie die aufsteigende Hitze aus den gepreßten Körpern in der frischen klaren Mailuft über den Köpfen zittert.

Und trotzdem musterhafte Ruhe — ohne scandalirende Polizeipickelhauben, ohne in höchster Fistel herumcommandirende Polizei-Lieutenants, ohne berittene Polizisten, die mit den Hintertheilen ihrer Pferde die Fronten des Publicums glatt streichen.

Die Spannung auf das Erscheinen des Präsidenten wächst. . . .

Dort auf der Tribüne, an dem mit dem Sternenbanner bedeckten Tisch, Zurechtrücken der Stühle. . . . Man wartet . . . . wartet . . . .

Halt! — Jetzt! . . .

Nein, noch nicht . . . . Nur eine Karaffe mit Wasser für die Redner wird gebracht. Großes Halloh! . . .

Also weiter warten . . . .

Endlich — dort, umgeben von den höchsten Beamten der Weltausstellung, in Begleitung des spanischen Herzogs von Veragua, einem Nachkommen des Columbus — dort, aus dem Thore des Verwaltungs-Palastes tritt Grover

Cleveland. Eine gedrungene, corpulente Gestalt, feistes Gesicht mit kleinem Schnurrbart und überaus gutmüthigem Lächeln . . . .

Stürmischer Empfang. Applaudiren, Schreien, Pfeifen — Hochachtung und Verehrung für einen Mann, den allein seine Verdienste, seine Talente an die Spitze einer gewaltigen Culturnation stellten.

Den Hut in der Hand, tritt er an den Tisch. Die Eröffnungsfeierlichkeiten beginnen.

Musik, Gebet, Reden folgen rasch auf einander. Nur die Musik, zumal wenn die Posaunen die führende Stimme übernehmen, ist zu hören. Alles Andere verschwindet . . .

Nach und nach werden die beängstigend zusammengepferchten Massen unruhiger. Das wogt, als müsse es irgendwo explodiren. Was auf der Präsidenten-Tribüne geschieht, ist schon bei einigen Schritten Entfernung nicht vernehmbar. Ab und zu Angstgeschrei von Frauen und Kindern. Ohnmächtige werden in kleinen, rothbekreuzten Fahrstühlen von dannen geschafft.

Eine Dame tritt an den Rednertisch.

Mir wird bange. Wenn eine Dame eine Rede strickt — pardon! hält — wird gewöhnlich ein langer Strumpf fertig — pardon! redet sie einen ganzen Band zusammen.

Auch hier nichts lustiger, als diese Rednerin mit den auf weite Entfernungen berechneten Gesten, die aussehen, als gelte es, einen Pumpenschwengel in Bewegung zu setzen. Und dabei das behagliche, selbstgefällige, über das hunderttausendköpfige Publicum hinglänzende Gesicht!

Natürlich hört Niemand darauf. Jeder unterhält sich auf seine Weise. Die rednerische Marionette pumpt weiter mit einer Kraftanstrengung, als müsse sie den Michigan-See auspumpen. . . .

Jetzt endlich läßt sie die Hände sinken. Scharfsinnig schließt die Masse, daß der Speech vorüber ist. Ein Beifallssturm ob des glücklich erreichten Schlusses erbraust — ein Beifallssturm, man könnte ihn für ein Ausstellungs-Object halten.

Nachträglich erfahren wir, daß die Dame Verse vorgetragen hat . . . . O, der rücksichtslose Dichter mit seinen vielen Strophen! —

Die Erregung des Publicums steigert sich. Die blauuniformirten „Guards“ sind zur Aufrechthaltung der Ruhe ohnmächtig. Wo wäre auch eine Macht, die solche Massen im Zaum halten könnte?

Cleveland erhebt sich.

Drüben von der Maschinenhalle her richten sich mehrere Batterien von Photographen-Apparaten auf ihn . . .

Er spricht fest, bestimmt, markig, der Präsident der Vereinigten Staaten, und — was in dieser Situation das Beste ist — ganz kurz.

Nun ist er fertig. Ein Druck seiner Hand auf einen electrischen Knopf — Die Ausstellung ist eröffnet.

O, wenn ich tausend Augen hätte, um zu sehen, was in diesem Moment Alles geschieht! Unmöglich, den gewaltigen, ewig unvergeßlichen Eindruck auch nur annähernd zu schildern. Der Sprache fehlen die Worte, dem Pinsel die Farben . . . .

Thurmhoch schießen da hinten im Nu die Strahlen mächtiger Fontaine empor. Tausende von Flaggen und Wimpeln aller Nationen entrollen sich mit einem Schlag. Ein Schwarm Möven, der inmitten des Trubels sorglos auf breiter Lagune herumschwamm, flattert erschreckt empor. In der Maschinenhalle sausen die großen Schwungräder los. Von der Riesen-Statue der „Republik“ sinkt die ver-

hüllende Leinwand. Nun erstrahlt es in goldener Pracht, das imposante Weib, auf einer Stange die Freiheitsmütze hochhaltend.

O, tiefergreifende Augenblicke! . . . Weihemomente!

Indessen drängt die freudberauschte Menge weiter vorwärts — unaufhaltsam. Wir, auf der Journalisten-Tribüne, die dem Anprall am meisten ausgesetzt ist, sehen mit Gewißheit das Nahen eines großen Unglücks.

Kein Ausweg, kein Entrinnen!

Neben mir ein Laternenpfahl. Krampfhaft halte ich mich daran fest, bereit, im entscheidenden Moment hinaufzuklettern.

Jetzt schäumt der Menschen-Ocean über. . . .

Plötzlich ein unheimliches Krachen. Todesangst fliegt über Hunderte von Gesichtern. Eine Situation, wie etwa auf dem Schiff im größten Sturm, wenn ein durchnäßter Matrose daherbrüllt: „Das Steuer ist gebrochen!"

Was ist los?

Auf meiner armen Journalisten-Tribüne krachen mehrere Tische zusammen — Tische, welche zum Schreiben bestimmt sind, die man aber zum Daraufstehen benutzt.

Inzwischen haben sich einige Abtheilungen Soldaten — einer dicht hinter dem anderen — durch die Menge bis vor die Tribüne geschoben. Commando: wagrechtes Halten der Gewehre! . . . So werden im letzten Augenblick diese die Tribünen umbrandenden Menschenwogen gebrochen, wird furchtbares Unglück verhütet.

Zudem verlaufen sich jetzt nach und nach die Wogen. Die Massen strömen in die eröffneten Hallen. —

Entblößten Hauptes durchschreitet Cleveland, umgeben vom Ausstellungs-Directorium, die bedeutendsten Paläste.

In der deutschen Abtheilung des Manufactur-Gebäudes

wird er vom Reichscommissar Geheimrath Wermuth empfangen, während zwei Militär-Capellen, herannmarschirt vom „Deutschen Dorf", das „Hail Columbia" schmettern. —

Die Chicagoer Weltausstellung ist ein neuer Meilenstein am Wege, welchen die Entwickelung der Menschheit wandelt.

Nun laß sehen, was Du insgesammt erfunden, erdacht, ergrübelt, erschaffen hast — Du Menschheit auf der lichtvollen Höhe des neunzehnten Jahrhunderts!

XX.

Pfui! — Fanatisches Muckerthum. — In der Lederausstellung. — Fußbekleidungen aller Nationen. — Heidi, Ballschuhe! — Jägerlatein. — Ein Armeecorps von Portemonnaies. — Halt! halt!

Chicago, 8. Mai.

Pfui! . . .

Aus empörtem Herzen zuckt es, tiefster Verachtung entspringt es, dieses kräftige Pfui . . . Aber denkt nur! Meine herrliche, über den ganzen Erdball hinleuchtende Weltausstellung ist gestern, für den ersten Sonntag nach ihrer Eröffnung, geschlossen worden — geschlossen, wie eine Posemuckeler Trödelbude! . . . Geschlossen Angesichts aller Nationen, welche über ferne Meere nach Chicago gekommen; geschlossen Angesichts der Tausende und Abertausende von Arbeitern, die seit beinahe zwei Jahren — natürlich auch an jedem Sonntag — unermüdlich an der Fertigstellung der Prachtbauten herumhantirten; geschlossen Angesichts des amerikanischen Volkes, das sich sonst mit Recht goldener Freiheiten rühmt.

Geschlossen! . . . Weshalb?

Weil vom Anschauen jener Schätze, welche menschliche Intelligenz und menschlicher Fleiß geschaffen, der Sonntag — „entweiht" werden könnte! Richtiger — weil hier fanatisches Muckerthum über den Geist der Freiheit siegte — jenes finstere, sumpfigen Niederungen entquollene Muckerthum, das mit echt religiösem Empfinden nichts gemein hat.

Wer die Ausstellung an diesem Sonntag von ferne

betrachtete, dem war's gar eigenthümlich zu Muthe: als sehe er eine heraufglühende Sonne, welcher ausschweifende Dummheit eine Larve aufsetzte.

Jener Sonntag — ein Maitag voll Entzücken: der schönste Tag, der seit Langem nach dem nun ausgetobten, schneevollen, sturmdurchbrausten Amerika-Winter über Chicago blaute .... Süditalienischer Himmel, schwellendes Frühlingsgrün, helle Freude in allen Herzen.

Die Wege nach der Ausstellung sind überfluthet mit Tausenden von Menschen. Und Allen, Allen — die Thore vor der Nase zugeklappt!

Ja, lugt nur sehnsüchtig hinüber über die hohen Bretterzäune nach den weißschimmernden Palästen! ...

Da drüben, am Ufer einer breiten Lagune, erhebt sich die goldglitzernde Riesen-Statue der „Freiheit"; jetzt erscheint sie wie eine gelbangestrichene, höhnisch lachende Puppe. Da drüben im Pennsylvania-Gebäude hängt die „Freiheitsglocke", das wichtigste Ausstellungsobject im ganzen Palast; dieselbe Glocke, deren Schall im Jahre 1776 zu Philadelphia die nordamerikanische Freiheit verkündete; dieselbe als Nationalheiligthum verehrte Glocke, hier Tag und Nacht von Polizisten bewacht; dieselbe Glocke, welche jetzt zu Schmuck und Zier herrliche Blumentöpfe umblühen, gewidmet von all' den einzelnen Vereinigten Staaten. Mag sich diese Blüthenpracht als Schmuck der Freiheit noch so duftig entfalten — ein häßliches Insect frißt an den Blättern: heuchlerisches Muckerthum.

Dieses sonntägliche Schließen der Ausstellung, der größten, so die Welt bis jetzt gesehen — ein Faustschlag ist's, den Amerika meuchlings dem neunzehnten Jahrhundert versetzt, ein Hohn auf die Errungenschaften der Menschheit.

Ha, da möchte man die Faust ballen und auf den Tisch schlagen und rufen: „Sacra, das ist doch einfach — — —“

Ah bah! . . . Ruhig Blut! . . .

Große Themen haben meine Plaudereien noch zu behandeln. Mir ist, als hör' ich fragen: „Und der Kunstpalast? Und das Transport-Gebäude? Und das „große Rad“? Und die Maschinenhalle? Und der Ackerbaupalast? Und unsere deutsche Ausstellung? . . .

Gemach! Alles kommt noch an die Reihe. Doch heute bin ich Angesichts jener hochgemauerten, puritanischen Bornirtheit zu fuchsteufelswild, um mich mit irgend einem dieser gewaltigen Themen zu befreunden. Heute geh' ich direct in die „Lederausstellung“ . . . .

Inzwischen ziehen einige Tage in's Land. Die Maiensonne umstrahlt die stolzen Paläste; sie werden mir nach und nach nicht mehr so entweiht erscheinen. Dann sehe ich meine Ausstellung wieder, wie sie ist, nicht besudelt von erbärmlichster Enggeisterei.

Also — vorwärts in die Lederausstellung!

Was alle fünf Erdtheile aus Leder fertigen, was damit bis in's tausendste Glied in Verwandtschaft steht — solche Gegenstände wurden hier einlogirt.

Da sind Fußbekleidungen aller Nationen, von den primitiven Sandalen des Malayen und den Pantoffeln des chinesischen Waschonkels an bis zum gedrechselten französischen Gigerlstiefel, der das Pflaster der Pariser Boulevards tritt. Da hält Schuhzeug der ganzen Erde Rast: Stiefel von Californien, von Algier, von Petersburg, von Grönland; Stiefel in hundert Schattirungen; Gamaschen, wie sie die Bewohner der Abruzzen tragen; Fußhüllen aus Sammt, aus Lumpen, aus Stricken.

Plötzlich wird meine Aufmerksamkeit von der Abtheilung

„Ballschuhe“ gepackt. Heidi — Ballschuhe! ... Diese Pracht! Die braucht nicht erst die Beleuchtung des strahlenden Kronleuchters; sie blendet auch hier bereits die Augen.

In dieser illustren Versammlung spielen einfache weiße oder Goldkäfer-Schuhe, die jedes Costüm vertragen, eine klägliche Rolle. An diesem Hof der Schönheit behaupten sich nur Schuhe aus Sammt, Atlas, Goldbronceleder mit seidenem Futter und Silber-, Gold- und Diamantenschnallen! . . . .

Hier Schuhe in hoffnungsvollem Grün mit Rosenknospen besetzt. Potztausend, wenn die an coquetten Füßchen durch den Saal schreiten! ... Dort Schuhe in eifersüchtigem Gelb mit rothen Klatschrosen versehen. Um Gotteswillen, im Ballsaal solche Schuhe nicht erzürnen! . . . Daneben durchbrochene Schuhe in sehnsüchtigem Lila, mit Vergißmeinnicht bestickt — und klein, ach so klein, als wären sie für Elfenfüßchen bestimmt . . . . Weiterhin Schuhe in leidenschaftlichem Granatroth mit dicker Goldstickerei — verflixte kleine Kobolde, welche sogar Leuten Herzklopfen verursachen, die selbst im Kugelregen nicht zittern oder auf den Bänken der Opposition kampfesmuthige Stirnen zeigen.... Dann Schuhe in unschuldig verschämtem Rosa mit Veilchen verziert. Mir ist, als sehe ich über diesen Schuhen große, träumerische Augen, in's Weite nach einem unerreichbaren Ideal ausblickend.

Ihr Schönheitsprinzessinnen aller Welt, tretet zu Dutzenden an! Den höchsten Ansprüchen, dem raffinirtesten Geschmack kann hier Genüge geschehen. —

O, und jetzt, jetzt — eine Schuhpyramide, bei deren Anblick manch' junger Mutter das Herz aufgeht. Alles Kinderschuhchen für jenes zarte Alter, wo die kleinen Schelme entweder noch herumgetragen werden oder mit

durchschlagendem Erfolg die ersten Laufversuche machen, während ein paar weiße Zähnchen durch das kirschrothe Mündchen schimmern. Schuhchen — gehäkelt, gestrickt, gewirkt, mit allerhand Schleifchen besetzt.

Aber welche Nachbarschaft! „Abtheilung Jagdstiefel“.

Jagdstiefel, wuchtig, dicksohlig, breitabsätzig — man könnte damit auf die Löwenjagd gehen . . . . Jagdstiefel, groß, martialisch, aber dabei so schön verziert — ich glaube, sie sind zumeist für Sonntagsjäger bestimmt.

Sternkreuzbombenelement! wenn ein solcher Held in solchen Stiefeln beim Frühschoppen, die Doppelflinte zwischen den Beinen, den grünen Federhut auf dem Krauskopf, den blonden Schnurrbart aufgewichst, sein neuestes Heldenstück erzählt — etwa, wie er (Hört! hört!) als Jagdgast seines Freundes, des polnischen Grafen Bimbambutzky, einen Bären hinstreckte. (Hu!) Kolben gepackt, angelegt — piff! paff! puff! — der Bär wälzt sich, mit zwei Kugeln im Gehirn, in seinem Blute. (Hm! hm!) —

Jetzt mächtige Reitsättel von gepreßtem Leder mit scharlachrother Sammtverzierung und Gold- und Silberstickerei; farbenreiche Schabraken, silberne Pferdezäume, zierliche Reitgerten mit goldnen Knöpfen — Alles in überschwenglicher Pracht, als wäre es für einen Pascha bestimmt, ja, als sollte es beim Triumphzug eines Elfenkönigs durch sein Zauberreich verwendet werden. —

Ich komme in das Bereich der Leder-Reisekoffer. Erlaube Deiner lieben Phantasie die größten Bocksprünge — ein solches Hochgebirge von Koffer aller Größen, aller Sorten, aller Farben kann sie sich schwer zurechtbauen. Alle Wetter! will die ganze Welt auf Reisen gehen? . . . Wie herrlich, wenn ein so schöner Koffer wieder heimkehrt und theure Lippen fragen: „Hast Du mir was mitgebracht?“

Hinter einer Barrikade von durchrunzelter Elephantenhaut stoße ich auf ein Armeecorps von Portemonnaies.

O, sie können sich vor den fünf Erdtheilen sehen lassen: alle in ihrer Krokodilhaut, ihrem Juchtenleder, ihrem Saffian — wunderschön. Aber sie unterscheiden sich in nichts von den vielen Portemonnaies, welche man da draußen in der weiten Welt so oft antrifft; sie sind sämmtlich leer. Ein leeres Portemonnaie — darüber sind sich die Fachgelehrten einig — ist zu allen Zeiten, in allen Zonen ein armselig Ding — doppelt armselig aber auf der Chicagoer Weltausstellung. —

Deutsche Firmen sind in der Lederhalle wenig vertreten. Große Schriftsteller wie Lehmann von der Knatter, Reichert von der Panke, Schulze von der Havel haben ihre Erzeugnisse trotz berechtigter Aussicht auf Erlangung eines ersten Preises nicht ausgestellt. Doch die vorhandenen deutschen Lederfirmen verschiedener Branchen sind auch hier dem Ausland gegenüber ehrenvoll auf dem Posten. —

Nachts nach meinem Ausflug in die ledernen Regionen überfällt mich ein wirrer Traum.

Ein schrilles Abmarsch-Signal erschallt durch die Lederhalle. Alles Schuhwerk springt plötzlich auf den Boden, macht sich auf und davon.

„Halt!" ruf' ich, „halt! Wohin so eilig? Was wird aus der Lederausstellung, wenn ihr schnöde auskneift?"

Niemand hört mich — da — da — —

Ich erwache . . . .

XXI.

Columbus-Reliquien. — Welt-Congreß der Frauenschönheiten. — „Evoë, ha, so 'ne Fee!“ — Der Kinderpalast.

Chicago, 16. Mai.

Zwischen stolzaufragenden Palästen, angestaunt und bewundert von aller Welt, zwischen Lagunen und weitbogigen Brücken erhebt sich eine unscheinbare Baute, nach welcher die meisten Weltausstellungs-Besucher zuerst pilgern. Riesenschätze bergen die Paläste; Riesenschätze birgt auch die kleine Baute: Kloster La Rabida. . . .

Welche kostbarer sind?

Von allen Schätzen der Weltausstellung werden nur diejenigen im Kloster Tag und Nacht von Militär bewacht.

Neben den schlichten weißen Mauern ein Bivouac: Zelte, zusammengesetzte Gewehr-Pyramiden, blaugeröckte amerikanische Truppen, Commandorufe. Eben ziehen wieder die Wachtposten auf. Sie verschwinden in der kleinen Klosterpforte und stehen drinnen, Gewehr bei Fuß, in allen Räumen. —

Das ganze Kloster ist der Erinnerung an Columbus geweiht.

Der Vatican, die spanische Regierung, das Londoner British Museum, die Nationalbibliothek zu Paris haben ihre auf den großen Entdecker bezüglichen Reliquien hier vereinigt. So ist ein Columbus-Museum entstanden, wie es in gleicher Vollständigkeit nie wieder zu sehen sein wird.

Weihestunden sind es, die man bei Vertiefung in all' diese Schätze verbringt. Es ist, als tritt aus dem Nebel

der Vergangenheit Columbus hervor, sein geheimstes Denken und Empfinden offenbarend wie ein alter Freund. . . .

Hier etwa achtzig seiner Briefe. Auf diesen schönen, calligraphischen Zügen haben seine Augen geruht! Dieses vergilbte Papier, über das vier Jahrhunderte hinzogen, hat sein Athem berührt! Sie erzählen seine Hoffnungs-, seine Leidensgeschichte, diese Briefe.

.Da ist der Originalcontract, den er mit der spanischen Regierung schloß, seine Ernennung zum „Admiral des Oceans", seine Correspondenz mit der Königin Isabella vor und nach seiner Entdeckung. Da ist ein Brief von Francesco Rolden — jenes verhängnißvolle Schriftstück, welches veranlaßte, daß Columbus, ob der darin enthaltenen Beschuldigungen, in Ungnade fiel und von San Diego in Ketten nach Spanien zurückgebracht wurde. Da sind zahlreiche, höchst werthvolle Gemälde mit Scenen aus dem Leben des Entdeckers, von seiner Einschiffung zur ersten Reise an bis zu seinem obscuren Sterbehaus in Valladolid. Da sind Modelle und Photographien all' jener Orte, mit denen Columbus während seines bewegten Lebens in Berührung kam. Da sind seine Seekarten, seine Schiffstagebücher, ein verrosteter Anker und ein Stück Segeltuch von seinem Flaggenschiff „Santa Maria"; ein verwettertes, hölzernes Kreuz, das er bei der Landung in der neuen Welt aufrichtete; mehrere Canoës aus ausgehöhlten Baumstämmen, roh zurechtgezimmert, in denen ihm die Indianer entgegenfuhren; die Glocke, welche zuerst in Amerika ertönte; allerhand Glöckchen, wie sie Columbus von Spanien mit herübergenommen, um mit den Eingeborenen Handel zu treiben — Glöckchen, die von den Indianern hoch geschätzt wurden wegen ihrer „Musik", wenn sie dieselben an Handgelenken und Knöcheln befestigten. —

Ergreifend wirken die Reliquien aus den letzten Tagen des Helden. Darunter ein Brief, den er kurz vor seinem Ende an die spanische Regierung richtete.

In zittrigen Schriftzügen erzählt der Entdecker einer neuen Welt, daß er jetzt ein Straßenbettler sei und nicht Geld habe, sich auch nur die geringste Nahrung zu verschaffen. . . . Der König erhielt diese düstere Kunde, als Columbus bereits siebenundzwanzig Tage todt war.

O, Schauerlied vom menschlichen Undank!

So zeigen die Schätze im Kloster La Rabida eine echte Heldentragödie: hellsonniges Aufsteigen, Prangen in Mittagshöhe, wehmüthiger Heimgang. . . .

Es steht fest, daß nach dem hier angehäuften Forschungsmaterial die Geschichte des Columbus gründlich corrigirt, ja neu geschrieben werden muß. Ihr Historiker — vorwärts!

Erregten Herzens verlasse ich die geweihte Stätte. . . . Nun wieder hinein in das Ausstellungs-Tohuwabohu, den Ausstellungs-Wirrwarr, hinein in allermodernstes Leben — meinethalben hinein in den „Weltcongreß der Frauenschönheiten".

Jawohl — Weltcongreß der Frauenschönheiten!

So etwas zusammenzutrommeln war keine Kleinigkeit. Ein unternehmender Yankee bereiste alle Culturländer der Welt, Umschau nach Prachtmädeln haltend, die er als Repräsentantinnen der verschiedenen Nationen auszustellen gedachte.

So hat er vierundvierzig Evatöchter, Perlen ihres Geschlechts, vereinigt. Sie residiren hier in einem eigens für sie errichteten, stylvollen Gebäude, auf dem in großen rothen Buchstaben „Weltcongreß der Frauenschönheiten" steht.

Während ich eintrete, spielt die Militärcapelle im

nahen „Deutschen Dorf" ein Potpourri: „Grüß Euch Gott alle miteinander —" tönt's aus dem „Vogelhändler" herüber.

„Ja, grüß Euch Gott, Ihr Schönen!" . . . Sie sitzen ringsum in einem großen Saal auf erhöhtem Podium. Jeder zu Füßen eine weiße Tafel, welche die „Nationalität" bezeichnet. Zahlreiches Publicum umdrängt die hübschen Gestalten. Das schwärmt, bewundert, moquirt sich, kritisirt.

Welche ist nun die Schönste von Allen? . . . Der brave Paris, der nur unter Dreien entscheiden sollte, hatte gut reden. Aber hier — vierundvierzig! Und dazu immer dieses Teufelspotpourri! Jetzt die Operettenmelodie: „Evoë, ha, so 'ne Fee —"

Machen wir einen Rundgang.

Hier blauäugige Töchter des Nordens, eine Schwedin und eine Norwegerin, treulich bei einander. Dann eine feurige Andalusierin. Eine kleine Brünette aus Tunis mit den Augen einer Gazelle und lang herabwallendem Haar, das sich weich bis zur Hüfte schmiegt. Weiter eine fesche Wienerin. Eine derbe Tirolerin von der „Alm, wo's ka Sünd'" giebt. Eine resolute Ungarin vom Vaterland Petöfy's und des Paprika. Eine graciöse Polin mit pelzverbrämtem Ueberwurf. Eine stolzblickende Griechin in langem, faltigem Gewand. Eine Modedame der Vereinigten Staaten, elegant, gewandt, überlegen dreinschauend, als wäre die Bewunderung, welche ihr aus den Gesichtern der Herrenwelt entgegenfunkelt, etwas Selbstverständliches. . . . Weiterhin eine Creolin, eine Schönheit aus Cuba, mit melancholisch düsteren Augen und einer kleinen Bartdeputation auf der Oberlippe. Eine pikante Pariserin. Und daneben, ganz vereinsamt, eine schlitzäugige Chinesin. . . . „Verlassen, verlassen, verlassen bin i —" klagt jetzt das Orchester in seinem Potpourri. . . . Arme Chinesin!

Den Hauptanziehungspunkt des ganzen Saales bildet ein „Stückchen Harem“.

Auf farbenprächtigen Ottomanen strecken sich verschleierte Orientalinnen, in luftige weiße Gewänder gehüllt — schön, ach so schön! — Gestalten, welche die Dichter des Orients in ihrer reichen Phantasie als „Herzenseroberinnen“, „Morgenröthe“, „strahlende Monde“ feiern. Ihnen zu Füßen mehrere Sclavinnen in buntseidenen Costümen und daneben, Wache haltend, drei martialische Eunuchen. . . .

Ob es ein angenehmes Metier ist, sich den ganzen Tag im schwülen Raum als „internationale Schönheit“ anglotzen zu lassen? Manche von ihnen sehen müde aus, todtmüde, wenn auch jetzt die Musik spielt: „O Sonnenschein, o Sonnenschein, wie schaust Du mir in's Herz hinein!“ . . .

Doch Alles in Allem: Soviel blitzende Augen, soviel Schönheit, soviel Anmuth, soviel Jugend hat sich niemals bisher in einem — Frauen-Congreß versammelt.

Von den Frauen zu den Kindern ist gar nicht weit. Den Lieblings-Aufenthalt der Kleinen auf dem ganzen Ausstellungsplatz bildet der „Kinderpalast“.

Eltern, welche bei einem Ausstellungsbesuch von ihren Kindern begleitet sind, können sie inzwischen hier unterbringen. Denn diese kümmern sich keinen Pfifferling um das große, goldene Thor des Transport-Gebäudes oder um den classischen Styl der Säulenhalle am Michigan-See, oder um die weite Kuppel des Administrations-Palastes. Wer von den Kleinen hier jemals einen Tag verlebt, wird ihn so leicht nicht wieder vergessen. Keine Märchendichtung, kein Traumland mit seinen Wundern enthält so viel Spielzeug — belehrend und unterhaltend

zugleich — wie der „Kinderpalast“. Denn jede Nation hat ihr National-Spielzeug hergesandt — Spielzeug für jedes Alter und jeden Geschmack.

O, Ihr Kleinen, die Ihr an Arbeitstagen mit bleichen, müden Gesichtern, ohne Aufsicht, oft ohne Nahrung, durch die Chicagoer Geschäftsstraßen schleicht, könntet Ihr einen Tag in diesem Kinderparadies verbringen! Wie würden sie aufleuchten, die glanzlosen Augen!

XXII.

Das „goldene Thor". — Eine Locomotiven-Versammlung. — Amerikanische Luxuszüge. — Die St. Gotthardbahn. — „Könige des Oceans". — Eine Wagenburg.

Chicago, 23. Mai.

„Das goldene Thor!" . . .

Ein gigantisches, goldglänzendes Palastportal, an den Triumphbogen einer Königin gemahnend, schimmert in der Maiensonne über den Ausstellungsplatz und spiegelt sich in den Lagunen: Das „goldene Thor", die hochgewölbte Pforte zum „Transport-Gebäude".

Für das Fortkommen des Menschen ist in dieser Welt verschiedenartig gesorgt: mit dem Blitzzug, mit dem Leichenwagen, mit dem Schlitten, mit dem Luftballon, mit tausend ähnlichen Verkehrsmitteln. Sie alle residiren im Transport-Gebäude. . . . Was die Meere durchschifft, die Lüfte durchsegelt, über fernste Länder hinjagt, entlegene Orte zeitlich aneinander rückt, was in irgend einer Form den menschlichen Verkehr fördert — nichts fehlt hier.

Beim Anblick dieser zahllosen Transportmittel schreit es dem Stubenhocker förmlich in die Ohren: „Halloh, mein Junge! Los von der Scholle! Hinaus in die weite Gotteswelt! Hinein in andere Lande, andere Sitten, damit dumpfe Philisterei flöten geht, morsche Vorurtheile zusammenkrachen, die Seele sich weitet und Dir von geistigen Horizonten neue Morgenröthen erstrahlen!" —

Drei Hauptabtheilungen existiren in diesem Gebäude: Eisenbahn, Schifffahrt und Wagen.

Mit Locomotiven wurde hier nur so herumgeworfen.

Da sind zuerst ganz alte Maschinen, die ersten ihres Geschlechts aus verschiedenen Ländern — marode Veteranen, die mich jetzt von ihren schmalspurigen Schienen her anglotzen. Alle haben neben ihrem plumpen, ungeschickten Räderbau eins gemeinsam: sie wußten nicht recht, wo den Schornstein unterbringen. Bei einigen hockt dieses Teufelsding, groß und frech wie ein Fabrikschlot, ganz vorn an der äußersten Kante; bei anderen reitet es weitbauchig und schwer mitten auf dem schmalen Kesselrücken; bei noch anderen reckt es sich sogar von der Seite heraus wie ein Nothsignal.

In all' den ehrenvoll ausgedienten und ohne weitere Förmlichkeit pensionirten Locomotiven sind die Dampfadern längst vertrocknet. Wenn ich sie so dastehen sehe, neben den modernen Prunk-Locomotiven, ist es mir, als ob sie kicherten, die alten, müdgekeuchten Herrschaften: „Hi hi hi! . . . Nein, die Welt! Die Welt! . . . Wo das noch hinaus will!"

Und dieser Congreß neuester Locomotiven aller Größen, aller Arten, aller Constructionen! O, die wissen: „Auf der Weltausstellung heißt es — elegant auftreten." Ihre eisernen Muskeln, ihre eisernen Sehnen, ihre eisernen Nerven — der ganze Körper steckt gleichsam in blitzblanker Festtoilette. Daß in jedem dieser Ungethüme zwei herrliche Eigenschaften wohnen, Kraft und Schnelligkeit, sieht man auf den ersten Blick.

Da sind Locomotiven mit je fünf übermannshohen Rädern zu beiden Seiten — große Gebirgsmaschinen, wie sie auf der Pacificbahn die Thäler und Schluchten des Felsengebirges durchschnaufen und die Höhen der californischen Sierra's erklimmen. Mächtige Schneeschaufel-Locomotiven, welche auf die glitzernde, unbegrenzte

Schneedecke der winterlichen Prairien losfahren. Zierliche Sommerlocomotiven, Dich geradezu zum Mitreisen einladend. Locomotiven, so stolz, als ahnte ihr strotzender Busen einen ersten Preis.

Wie überall in der Ausstellung ist auch auf dem Locomotivengebiet die Concurrenz eine große. Aber amerikanische und englische Firmen überflügeln hier alle anderen Länder. —

Weiterhin hat Pullmann zwei seiner Luxuszüge installirt. Jeder Wagen ein Prachtsalon in seiner Art. Alle zusammengestellt, würden die Einrichtung einer Villa im Berliner Thiergartenviertel repräsentiren. Speisesaal, Conversationszimmer, Bibliothek, Clublocal, Schlafsalon, Toiletten- und Badezimmer, Erker, Balcons — Alles ist vorhanden. Dem Bewohner eines Schlosses, der in einem solchen Zug auf Reisen geht, fehlt nichts an seiner heimischen Bequemlichkeit.

Wenn ich dabei an manche unserer deutschen Bahnen denke, wo der arme Conducteur während der Fahrt außen auf den Trittbrettern der Wagen herumklettert und mit heiserer Stimme in das Coupé hineinruft: „Billetten!" — ei wai! —

Verschiedene Länder zeigen in Modellen und Abbildungen ihre hervorragendsten Eisenbahn- und Brückenbauten.

So führt die Schweiz die St. Gotthardbahn vor. Die saftgrünen Thäler, welche der Zug durchbraust, die tiefen Tunnel, in denen er donnernd verschwindet, die steilen Höhen, welche er keuchend ersteigt, werden durch vorzügliche Reliefkarten veranschaulicht. Auch die imposantesten Tunnelbauten dieser Bahn, wie der „Pfaffensprung-Tunnel", die kühnsten Viaducte, wie der „Kerstelen-

bach-Viaduct", die lohnendsten Aussichtspunkte, wie die „Teufelsbrücke", sind in farbensatten Gemälden dargestellt.

Und Bilder und Modelle von gewaltigen Brückenbauten der ganzen Welt ringsum. —

Wir betreten jenen Raum des Transport-Gebäudes, welcher die „Schifffahrt" birgt.

Dem ehrwürdigen, durch historische Erinnerungen geweihten Alter der Vortritt! Zuerst die Aufmerksamkeit auf das große Modell der „Santa Maria", dem Flaggenschiff des Columbus! Die Bauart ist grundverschieden von derjenigen moderner Schiffe. „Santa Maria" stellt sich als alter, weitbauchiger Kasten vor mit zwei hohen Segeln und einem plumpen Steuer, über welchem das Bild der „Maria" glänzt. Jederzeit ist das Fahrzeug von einem staunenden Publicum umdrängt. Manche machen dabei ein so gelehrtes Gesicht wie ein — Wüstenschiff.

In den benachbarten Hallen befinden sich Modelle aller großen Dampfer, welche den Ocean durchkreuzen. Da sind Engländer, Amerikaner, Deutsche, Franzosen, Belgier, Niederländer, Spanier, Italiener vertreten. Wir erblicken manch' Schiff, das sich ob seiner schnellen Fahrt den Titel „König des Oceans" errang. Ach, es dauert gewöhnlich nicht lange, dieses Königthum; dann folgt die Absetzung. Denn wieder verkünden Telegramme, Extrablätter, spaltenlange Artikel, daß ein neuer „König" den alten geschlagen, daß ein neues Schiff in noch kürzerer Zeit den Ocean durchflog.

Unsere deutschen Linien, die „Hamburger-Packetfahrt-Gesellschaft" und der „Norddeutsche Lloyd" in Bremen, stehen hier obenan — erstere mit den Modellen ihrer vier großen Schnelldampfer „Augusta Victoria", „Columbia", „Normannia", „Fürst Bismarck"; letztere mit den Modellen

ihrer vielen allbekannten Schiffe und einem architectonisch geradezu entzückenden Pavillon.

An den Wänden desselben prangen, auf Porzellan gemalt, die Bilder der großen Häfen aller Welttheile, so von dem „Norddeutschen Lloyd" angelaufen werden, befinden sich mächtige, graphisch-statistische Darstellungen, aus denen hervorgeht, daß der Cajütspassagier-Verkehr dieser Gesellschaft nach New-York und Baltimore allen transatlantischen Linien weit überlegen ist. —

Nun zur Wagen-Abtheilung.

Potztausend, was da aus aller Welt auf den Plan rollte! Das ganze menschliche Leben, von der Kindheit an, durch alle Phasen seiner Entwickelung bis zu seinen Glanzpunkten, ja bis zu seinem Niedergang ist in diesen Wagen verkörpert.

Stellt Euch in elegantem Durcheinander vor: Kinderwagen für die ganz kleinen Schreihälse; Kinderwagen, vor deren Rädern ein Ponnygespann trippelt; zweisitzige Luxuswagen mit einem Rückplatz für den betreßten Diener; glänzende Equipagen, auf deren Seidenbrocat-Sitzen sich die neue Frühjahrsrobe der gnädigen Frau so wohl fühlt; weißschimmernde Milchwagen; hochrädrige Schlächterwagen, wie sie beinahe überall in der Welt in brutaler Polizeiwidrigkeit durch die Straßen lärmen; grüne Jagdwagen; parvenüartig aufgedonnerte Carossen mit dicken Gummirädern, die so leicht über das Pflaster schleichen; silberbeschlagene Brautwagen, welche, sobald die verschleierte Braut gleich einer Wolke drinnen sitzt, die Aufmerksamkeit der ganzen Straße erregen; dann amerikanische Polizeiwagen, jeder für einige zwanzig „Fahrgäste" eingerichtet; Feuerwehrwagen mit starkvernagelten Rädern; Postwagen in allen Nuancen und

groß genug, um die gesammten Liebesbriefe der Morgenpost einer Millionenstadt herumzukutschiren; Equipagen mit etwas düsterem Anstrich und crêpeeingefaßten Fenstern für Halbtrauer: stellt Euch all' dies vor, funkelnd, glitzernd, vornehm, elegant, in scheinbar wirrem Durcheinander und doch in größter Ordnung — und Ihr werdet eine Idee haben, wie diese Wagenburg beschaffen ist.

Und inmitten der Versammlung eine düstere Gruppe — die Leichenwagen: kleine, beinahe wie ein Spielzeug aussehende, weiße für Kinder; dann große, schwarze für späteres Alter, mit denen man gar vornehm aus der Welt hinausfahren kann.

Einer bannt wegen seines gewaltigen Umfangs am meisten meine Aufmerksamkeit. Geziert mit Gold- und Silberbeschlägen, förmlich überschüttet mit religiösen Reliefs und güldenen Symbolen von „Glaube", „Liebe", „Hoffnung" — so steht er vor mir in wuchtigem Ernst, in schwerem Pomp, in finsterer Majestät. Jeder Kaiser, der in diesem Todtenprunkwagen davonziehen würde, hätte ein standesgemäßes Leichenbegängniß erster Classe.

Lange betrachte ich das düstere Galagefährte .... Da fällt mein Auge auf ein prächtiges, zweirädriges Velociped da hinten .... „Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!"

Aber nein — von Velocipeden werde ich Dir nichts erzählen.

XXIII.

Die „Deutsche Ausstellung". — Vergleich mit anderen Ländern. — Ausgewetzt die Scharte! — Ehrengeschenke. — Die Schätze Bismarck's. — Juweliere. — Textilindustrie. — Anmuthige Coulissen. — Tausend Schönheitsmittel.

Chicago, 31. Mai.

Nun zur „Deutschen Ausstellung" . . . .

Wer jetzt am Michigan=See die Feste feiert, wie sie fallen, der war in letzter Zeit mächtig beschäftigt. Da gab's „Ausstellungs=Eröffnung" bei den Engländern, bei den Chinesen, bei den Russen, bei den Egyptern, bei noch einigen Dutzend Völkerschaften.

Diese mehr oder weniger glänzenden Feierlichkeiten hatten die Hauptsachen gemeinsam: schwunghaften Patriotismus des je betreffenden Landes, fließenden Champagner, fließende Reden, die manch' wohlgerathenen Braten kalt toasteten, fließendes Selbstlob.

Oft bis zum Morgengrauen durchklangen die Bankettsäle in wachsender Begeisterung dieselben hier internationalen Schlagworte:

„Ja, unsere Abtheilung! . . . Wir! . . . Wir! . . . Der Welt einmal gezeigt! . . . Können stolz sein! . . . Ja wohl, stolz!"

Ich bin ein guter Deutscher. Doch ich freue mich, daß ich bei Beurtheilung unserer deutschen Abtheilung nicht nach der verklärenden Brille des Patriotismus langen muß, daß dabei nur der ruhige „über den Völkern stehende" Beobachter zu Wort zu kommen braucht, der vor dem aufgehißten Banner goldner Ehrlichkeit erklärt:

Die „Deutsche Ausstellung“ im Industrie-Gebäude übertrifft an Umfang, an Vielseitigkeit, an Gediegenheit und Schönheit diejenigen aller anderen Nationen. Die „Deutsche Ausstellung“ ist insofern der Glanzpunkt der ganzen „Columbian World's Fair“.

Schon ein flüchtiger Blick auf die großen benachbarten Abtheilungen bestätigt das. Hier „England“ — der unscheinbare Jahrmarkt einer besseren deutschen Provinzialstadt. Dort „Frankreich“ — sehr elegant, jedoch die Ausstellungsobjecte in zu geringer Anzahl und zu einseitig.

Weiterhin die „Vereinigten Staaten“ — mehrere gewaltig imponirende Firmen, allein diese spreizen die Ellbogen derart, daß die Liliputaner daneben froh sind, wenn sie noch Luft schnappen können.

Aber „Deutschland“ — der aufgebaute Frühling aller Blüthenzweige einer kraftstrotzenden Industrie!

Es war die höchste Zeit .... Von der Weltausstellung in Philadelphia, seligen Angedenkens, düsterte für Deutschland der Schatten einer Niederlage herüber. Noch heute witzeln erinnerungsreiche Yankee's, daß Deutschland damals zumeist eine „Büstenausstellung“ inscenirte. Wohl, weil es die Köpfe seiner großen Staatsmänner in Marmor, Bronce oder Gyps in zu reicher Anzahl auf die Postamente hob. Damals entstand für die deutsche Industrie das ätzende Wort: „Billig und schlecht!“

Und nun — ausgewetzt die Scharte, herrlich ausgewetzt und glorreich gesiegt zugleich!

Doch hinein in die vielen zierlichen Gänge und Straßen, gebildet von aufgespeicherten Erzeugnissen deutschen Fleißes ....

Zuerst durch ein überaus kunstvolles, schmiedeeisernes

Gitterthor, groß, gewaltig, imposant genug — es könnte dahinter ein Wunderschloß der Renaissancezeit aufragen.

So gelangt man zur „Ausstellung von Ehrengeschenken“: Prachtgeräthe — hervorragende Arbeiten der Kunst und des Kunstgewerbes — Huldigungsadressen und ähnliche Ehrengaben, welche die Dankbarkeit des Volks den Helden der nationalen Wiedergeburt Deutschlands, den verstorbenen Kaisern, dem Fürsten Bismarck, dem Feldmarschall Moltke, verehrte.

Das größte Gedränge von Leuten aller Nationalitäten herrscht stets vor den Schätzen Bismarck's.

Ich will einige eingravirte Inschriften lesen, will mir ein paar Zeilen notiren, muß aber warten, bis ein Kleeblatt bezopfter Chinesen, ein paar dürre Engländer und etliche lebhaft gesticulirende Italiener ihre Bewunderung abgeladen haben. . . .

Nun trete ich näher. Ich studire den in Erz gegrabenen Ehrenbürgerbrief der Stadt Dresden. In blinkenden Lettern strahlt es von der Wand:

„— — — in Würdigung seiner hohen Verdienste um die politische Wiedergeburt und Einigung Deutschlands, sowie um die Wiedererwerbung langentrissener, altdeutscher Provinzen, am Tage des festlichen Einzugs des siegreich heimkehrenden zwölften Armeecorps 2c. 2c.“

Daneben eine andere Tafel in Erz, eine Huldigung der Stadt München. Da heißt es in zollhohen Silberbuchstaben:

„— — — dem Fürsten Bismarck, dem größten Bürger des durch ihn neuerstandenen deutschen Reichs, dem erlauchten Vorbilde des Muthes, der Beharrlichkeit und der Gewissenstreue, dem weitblickenden Vorkämpfer für die Wohlfahrt der Völker 2c. 2c.“

Wenn ich vor solch' erzenen, aus allen nennenswerthen

Städten Deutschlands stammenden Worten, die von Jahrhunderten nicht verwischt werden, an den „Einsiedler im Sachsenwald" denke, bin ich sofort gut aufgelegt zu einer philosophischen Betrachtung über den Wandel menschlicher Geschicke. . . .

Von den übrigen Ehrengeschenken fesselt eine in Silber getriebene Büste Kaiser Wilhelm II. meine Aufmerksamkeit. Er stiftete sie „dem Sieger im Armee-Jagdrennen zu Charlottenburg". —

In jeder der folgenden Abtheilungen könnte man stundenlang herumziehen, ohne von Langeweile befallen zu werden.

Da ist zuerst die Ausstellung der Juweliere: Unmassen von Ringen, Armbändern, Brochen, Ohrgehängen, Colliers, Spangen, Ketten, Schmuckgegenständen jeder Art.

O, diese Pracht von Diamanten und Perlen, Rubinen, Saphiren und anderem Edelgestein! Das glänzt, flimmert, leuchtet, glitzert Dir entgegen gleich verführenden Dämonen. . . . Manch' Auge bohrt sich auf ein paar blendende Diademe, jedes mit Hunderten von großen Diamanten. Ein verliebtes Herz, welches solche Schätze kaufen wollte, müßte erst einen kleinen Millionenpump bei Rothschild angelegt oder als Verwalter einer orientalischen Provinz während einiger Semester Land und Leute ausgesogen haben.

Sollte er für solche Pracht um entsprechende Gemächer verlegen sein, so braucht er unter den hier vorhandenen Prunkräumen nur zu wählen. Da ist ein Pavillon mit einem nach Angabe der Münchner Künstler Lenbach, Keller, Seitz gemalten, reichvergoldeten Plafond, mit Marmorthüren in Florentiner Arbeit, mit Seidentapeten, Broncen, Wandarmen, Lustren. Daneben ein Salon mit

einer Originaleinrichtung aus den Schlössern Herrenchiemsee und Linderhof, aus den Tagen des unglücklichen Königs Ludwig stammend.

Diese Prunkgemächer ziehen die Aufmerksamkeit der Besucher ebenso sehr auf sich, wie die königlich preußische und die königlich sächsische Porzellan-Manufactur mit all' ihren zahlreichen Prachtgegenständen. Welcher von beiden der Vortritt gebührt? Beide sind zwei gleich liebe Kinder.

Tausend Wünsche entfacht der Anblick der Textil-Industrie. Ha, wer hier das „größte Portemonnaie" hätte!

Da wird dem Beschauer gründlich zu Gemüthe geführt, wie dieser Industriezweig nicht nur den heimischen Markt ausreichend versorgt, sondern auch eine der bedeutendsten Export-Industrien des Reichs bildet. Da zeigen sich köstliche Seidenstoffe aus Crefeld, Sammt- und Plüschwaaren aus Elberfeld, kunstvolle, zarte Spitzen aus dem Vogtlande, Strumpfwaaren aus Chemnitz, Damenkleiderstoffe — Hautes Nouveauté's, man könnte damit die launenhaftesten Wünsche jedes schönen Frauenköpfchens befriedigen — aus Glauchau, Wollstoffe aus den sächsischen Fabrikbezirken, wo Armeen von hohen Schornsteinen ihre Rauchsäulen unermüdlich gen Himmel qualmen, farbensatte Teppiche, so schön, daß man sich in sie vertiefen möchte wie in ein Gemälde. . . .

Und hier eine Unzahl von Damenfächern, jenen kleinen Coulissen, hinter die sich manch' sanftes Erröthen flüchtet, aus denen manch' neckisches Wort anmuthig hervorspringt. Fächer aus Ebenholz, Perlmutter, Atlas, Elfenbein, Spitzen, mit stimmungsvollen Bildern: ein Liebespaar in Frühlingslandschaft, Schäferscenen, Amoretten mit Seifenblasen.

Nun hinein in die „Chemische Industrie".

Eine Wolke süßlichen Geruchs schlägt mir entgegen;

ich stehe gerade vor den Parfümerien. Auch auf diesem Terrain stellt Deutschland seinen Mann. Da finden wir Fettschminken, welche von alternden Frauengesichtern böse Runzeln bannen und — von Ferne gesehen — einen Anfall von Jugend auf die Wangen hauchen; Augenbrauentuschen, die müden Blicken wieder Feuer verleihen; Carmoisinsalben, welche aus bleichen Lippen ein Kirschmündchen machen; ätzende Tincturen, die Wunder wirken, falls sich über besagtem Kirschmündchen eine kleine Bartdeputation eingefunden haben sollte. Und Seifen, Pomaden, Essenzen in Hülle und Fülle. Man glaubt im Boudoir einer zehnfachen Millionärin zu weilen, die am liebsten mit tausend Armen — nein, mit tausend Schönheitsmitteln die treulos fliehende Jugend festhalten möchte.

Schlesien, das schöne, ist besonders durch seine Leinen-Industrie vertreten. Aus diesen Schätzen der Damastweberei könnten sofort die kostbarsten Brautausstattungen zusammengestellt werden, und jede der jungen Frauen wäre für sich und allen späteren Familienzubehör versorgt bis hinauf in die höchsten Alterssemester. —

Weit über sechstausend Firmen verzeichnet der deutsche Ausstellungs-Catalog. Der französische enthält deren nur fünfzehnhundert. Ich müßte Bände schreiben, wollte ich dem so bekundeten deutschen Gewerbefleiß gebührend gerecht werden. So muß ich mich nur mit flüchtigen Umrissen begnügen.

XXIV.

Eine Gewissensfrage. — Im Klosterkeller. — Schwere Weingeschosse. — Flaschentoiletten. — Im Ackerbau-Palast. — Die Chocoladen-Germania.

Chicago, 10. Juni.

Eine Gewissensfrage, Verehrtester! . . . Bist Du so etwas wie ein braver Zecher? . . . Kennst Du die Pracht des Frühschoppens? . . . Verfügst Du über einiges Verständniß für mitternächtiges Kneipen, wenn feuchtfröhliche Stunden das durstige Gemüth umdämmern? . . .

Gut — dann sollst Du einen geweihten Raum sehen, bei dessen Anblick Einem das Herz aufgeht.

Nicht an der breiten Weltausstellungs-Heerstraße liegt er; mühsam will er gesucht sein. . . .

Wir betreten den südlichen Flügel des „Gartenbau-Palastes", schreiten an Hochgebirgen von Flaschen französischer, spanischer und amerikanischer Weine vorüber, entdecken plötzlich, daß es nach Californien riecht — weil wir die Orangen-Ausstellung passiren — schlüpfen durch eine Seitenpforte und befinden uns in einem weiten Hof mit plätscherndem Springbrunnen.

Links ein zierliches Portal mit einem Bacchus, der auf einer Tonne reitet. Daneben ein Mönch aus Gyps mit dickem Bauch, dickem Gesicht, dickem Pokal — leistungsfähiges Kneipen verkörpernd. Hoch darüber der blauende Chicago-Himmel.

Einige Schritte vorwärts — wir stehen wie geblendet.

Ah! . . . Potztausend! . . . Ein hochgewölbter Klosterkeller: die Räume für die „Deutsche Weinausstellung".

Schwere Säulen, weite Schwippbogen, mächtige Nischen, an einer Seite mehrere romanische Bogenfenster. . . . Das nenn' ich eine herrliche Aussicht! Durch das erste blickt man auf die panoramenartig dargestellten Gelände von Rüdesheim und Bingen mit dem Rhein und der Nahe und dem Mäusethurm; durch das zweite auf berühmte Weinbaugegenden an der Mosel, überglitzert vom heitern Licht eines sonnigen Sommertags. Die übrigen Fenster zeigen die Heimath der Weine Badens nebst tannendunklen Bergketten des Schwarzwalds, sowie die fruchtbaren Gefilde des Elsaß mit dem Straßburger Münster im Hintergrund.

Längs der breiten kalkgetünchten Wände sind Landkarten aufgemalt — Kriegskarten der Kneipstrategie.

Erinnerungsvoll sucht der Blick die denkwürdigsten Orte, mit deren Weingeschossen man manch' schweres Treffen lieferte: Johannisberg, Aßmannshausen, Bernkastel, Laubenheim und all' die andern Prachtgegenden, wo deutsche Reben wachsen.

Doch welche Ueberraschung!

Da hat man seine Weinstudien gründlich absolvirt, hinter blinkenden Gläsern so oft die Mitternacht begrüßt; da glaubt man, als „Fachgelehrter" einen Ton mitreden zu können — und nun die schauderhafte Entdeckung, daß es in Deutschlands Gauen unzählige Weinsorten giebt, die man noch nicht probirte.

Zweihundertneunundachtzig Weinbauer haben hier ihre Herrlichkeiten in Flaschen untergebracht.

Da sind all' die „guten deutschen Tropfen" vereint — vom schwersten Geschütz an, das den Kneipdilettanten so leicht über den Haufen wirft, bis zur dünnsten Sorte, die kaum den Gaumen schüchtern kitzelt. Da sieht man, welch' hohen Geldwerth die deutsche Weinproduction unter

den weinproducirenden Ländern Europas im Handel repräsentirt. Da erlangt man die beruhigende Gewißheit: noch hat es Wein für Kind und Kindeskind, das deutsche Reich, und Pfropfenknallen und Flaschenfließen wird auch innerhalb der nächsten Generationen nicht aussterben, selbst, wenn sich der deutsche Durst noch erweitern sollte.

Jetzt mustere ich die einzelnen Flaschenbataillone: zuerst das königliche, hohenpriesterliche Traubenblut vom Rhein. Da sind Sorten wie Rüdesheimer Berg, Marcobrunner, Rauenthaler Berg, Hochheimer Dombechanei — Weine, die beim Kneipen gar herrlich in den Gläsern funkeln.

Weiterhin grüße ich den Nahewein, des Rheinweins Vetter, edle Stoffe, wie Kreuznacher Forst, Norheimer Berg, Schloß Böckelheimer, Rothenfelser, Blume der Nahe, Münsterer Kapellenberg, Kreuznacher St. Martin — famose Tropfen, denen gegenüber man gewissermaßen im Geist mit der Zunge schnalzt.

Da sind die Weine der Rheinpfalz, des „deutschen Reichs Weinkeller", solche von Deidesheim, Dürkheim, Wachenheim, Arnsheim, Bodenheim, Oppenheim, Hahnheim, Flonsheim, Weldesheim und anderen Heimen, bei denen man sich so gern heimisch fühlt.

Inmitten des Klosterkellers erhebt sich eine Pyramide deutscher Schaumweine. Da haben sich all' die klangvollen Firmen eingefunden, von denen die eine oder andere gewöhnlich genannt wird, wenn weihevolle Kneipstunden ihren Höhepunkt erreichen und ein fröhlicher Zecher die Gesellschaft noch besonders delectiren will. Dann kommen die flotten Herrschaften mit den verdrahteten Köpfen angetanzt. Dann schäumt's und arbeitet's in schlanken Kelchgläsern, und von den Lippen springt der Singsang:

„Kneip, Bruder, kneip,
Bis daß der Tag durch's Fenster guckt!“

All' die deutschen Schaumweinfirmen, sonst energische Concurrenten — auf dieser Pyramide sind sie brüderlich vereint.

Ein alter Kneiponkel schaut den Bau an, verklärten Gesichts, als ob er einem thaufrischen Mädchen in die Schelmenaugen blickt. „Dafür geb' ich die ganze Cheops-Pyramide mitsammt der Sphynx und Allem, was drum und dran hängt,“ meint er dann, der unhistorische Mensch. —

Hundertfach ist die Uniform all' der vorhandenen Flaschen.

Manche stecken in prunkvoller Paradetoilette, in Gold und Silber und blau und roth verbrämt, wie ein Bischof. Andere erscheinen schlicht und einfach; man sieht es ihnen an, daß sie beim Kneipen sofort wieder glücklichen Nachfolgern Platz machen. Wieder Andere präsentiren sich wie geckenhafte Visitenkarten, auf denen sich ein Dutzend Titel spreizen.

Der ganze Klosterkeller zeigt, daß die „Deutsche Weinausstellung“ den Kampf mit zwei Rittern, die in einer nahen Ausstellungshalle lagern, den französischen und californischen Weinen, ruhig aufnehmen kann.

„Schenkt ein! ... Stoßt an! ... Ein fernhindonnerndes Prosit den deutschen Weinen!“ —

Jetzt aber zum „Ackerbau-Palast!“ Wollen sehen, was Deutschland dort treibt. Weiß der Kuckuck, daß man bei den Weinen stets so lange hocken bleibt! . . .

Ein großer Raum im Ackerbau-Palast ist den deutschen Bädern gewidmet. Im Innern eines umfangreichen Pavillons finden wir, in Flaschen geschmackvoll

arrangirt, die verschiedensten Mineralwasser deutscher Gesundheitsquellen und Bilder all' der zahlreichen deutschen Bäder. Da ist Baden-Baden, Wiesbaden, Ems, Helgoland, Homburg v. d. Höhe, Kissingen, Norderney, Colberg 2c.

Gleich hinter dieser Mineralwasser-Ausstellung zeigen sich allerhand Maschinen zum Destilliren, Abfüllen und Lagern von Getränken. Das Arbeiten dieser Maschinen wird dem Besucher practisch erklärt. Dabei fehlt es auch nicht an einem schäumenden Glas Bier, welches deutsche Gastfreundschaft Jedermann zur Verfügung stellt.

Es folgt die Ausstellung von Fleischconserven und Nahrungsmitteln: Frankfurter Würste in Gläsern, Fischconserven für überseeischen Export, Straßburger Gänseleberpasteten, Wild, allerhand Fleisch- und Wurstsorten in Blechbüchsen — die famose Erbswurst nicht ausgeschlossen.

Nun die Abtheilung deutscher Liqueure.

In riesigen Flaschen mit buntesten Etiquetten haben sich hier all' die heimischen, auch in Amerika beliebten Getränke versammelt: Doppelkümmel, Magenbitter, Benedictiner und hundert ähnliche Producte der Getreidebrennerei.

Einen hervorragenden Posten behauptet der Chocoladentempel einer weithin bekannten Kölner Firma.

Er ragt mit seinen schlanken Chocoladensäulen achtunddreißig Fuß hoch empor und ist ganz im Renaissancestyl gehalten. Zur Herstellung wurden dreißigtausend Pfund Chocolade verwendet.

In der Mitte erhebt sich die zehn Fuß hohe Chocoladen-Copie der Germania-Statue vom Niederwald. Das massive Chocoladen-Piedestal trägt die überlebensgroßen Chocoladen-Reliefs der Kaiser Wilhelm I., Friedrich III. und Wilhelm II. Der ganze Tempel ist mit einer Riesen-Chocoladen-Kaiserkrone geschmückt.

Dieses Königreich der Chocolade hat in dem Empfindungsleben vieler Chicagoer Kinder eine wahre Revolution entfacht. Die Chocoladen-Germania sehen — dies das Ziel ihrer Wünsche. Ist es endlich erreicht, so hängen die glänzenden Blicke bewundernd an den chocoladenen Gliedermassen chocoladener Weiblichkeit, und der kleine Mund möchte am liebsten in eine der Tempelsäulen beißen. Die Chocoladen-Germania bildet das Gesprächsthema auf den Spielplätzen; die Chocoladen-Germania beherrscht sogar die kindlichen Träume.

XXV.

Was Oesterreich auf der Weltausstellung macht. — „Alt-Wien“. — Volksleben. — Die österreichische Abtheilung im Industriepalast. — „Oh, my dear Karlsbad!“

Chicago, 18. Juni.

Was Oesterreich auf der Weltausstellung macht? ... Danke! Befindet sich kreuzfidel. — Schau'n mer's halt mal alle miteinander an!

Zuerst hineingestürzt in „Alt-Wien“.

Auf der „Midway-Plaisance“, dicht benachbart dem chinesischen Theater und dem Dahomey-Dorf, hat es Platz genommen, dies prächtige, herüberverpflanzte Fleckchen von der Donau. Seine alten Häuserfronten mit ihrem phantastischen Dächerzickzack heimeln schon von Ferne an....

Aber erst, wenn wir durch das alterthümliche Thor eintreten — alle Wetter! . . .

Mit einem Ruck sind wir modernen amerikanischen Ausstellungsbummler zurückversetzt in das Zeitalter Maria Theresia's und Leopold II.

Ein träumerischer Marktplatz — die historisch getreue Nachbildung des Wiener Alt-Markts jener Zeit. Hochgegiebelte Häuser — einige ein wenig aufgedonnert in altmodischer Eleganz, wie das Rathhaus mit seinen Butzenscheiben, andere in behäbiger Bescheidenheit — lauschige Nischen, neugierige Erker, coquette Balcons, zierliche Thürmchen blicken uns entgegen.

Drinnen famose Bier- und Weinkneipen, Cafés, Champagnerbuffets, Verkaufsläden für Gegenstände der österreichischen Industrie aus allen Kronländern. Sogar

brave Bosnier haben sich eingefunden und betreiben ihr Geschäft mit einem Anflug orientalischer Lebhaftigkeit.

So die äußere Physiognomie, in die wir uns freilich nicht lange vertiefen können; denn ringsum zittert waschechte Wiener Fröhlichkeit.

Da ist eine Wiener Militärcapelle mit dem prickelnden Vortrag Strauß'scher Walzer: „Geschichten aus dem Wiener Wald", „Künstlerblut", „Die blaue Donau". Wir meinen, die lebenslustige Kaiserstadt an der Donau zu sehen: in lichte Federwölkchen mächtig emporragend der Stephansthurm, unweit davon eine Masse Prachtbauten — glänzende Strophen der Architectonik — und ringsum ein Meer von Häusern mit feschen Frauen und Hunderttausenden von fröhlichen Gesichtern. Und über Allem ein anmuthiges Schimmern wie ein reizendes Mädchenlächeln.

Solch' anheimelnde Fröhlichkeit, geschürt vom Dreivierteltact, sickert hier in alle Beine, in alle Herzen, wetterleuchtet auf allen Gesichtern, selbst auf jenen amerikanischen Physiognomien, die sonst auf der unermüdlichen Hetzjagd nach dem Dollar so kalt dareinblicken. Es fehlt nur noch ein Stückchen Donau, ein Stückchen Leopoldsberg, ein Stückchen Prater, und das Wienerthum in Chicago wäre complet.

Diese landschaftlichen Reize aber leben in den Volksliedern, die hier beim „Höchsten Heurigen" von Volkssängern losgefeuert werden. Da singt's:

„Ja, da fahr'n ma halt nach Nußdorf 'naus,
Das is a Hetz, a G'stanz,
Da hör'n ma ferme Tanz.
Da lass' ma unsre Dudler aus
Un gehn in der Fruh mit'm Schwammer nach Haus.
Juchhe!" . . .

Da dudelt's, indeß ein Theil des heitern Publicums mitsingt und dazu trinkt wie ein Loch: „Großwiener san

mer doch" und „Trübsal blas ma net" und „Wir hab'n kan schwachen Mag'n" und „Halloh, duliö, nur rasseln mit Hamur" und — Kruzitürken! — was der melodischen Herrlichkeiten mehr sind.

Wundersame Stunden verlebt man hier des Abends, wenn man, ermüdet von tausend bunten Eindrücken, dem ganzen Weltausstellungstrubel in all' den Palästen entflohen ist, wenn hinter den kleinen Fenstern der alten Häuser ein Licht nach dem andern aufblitzt und es dann aussieht, als ob da oben im traulichen Nest alte Freunde hausen, wenn sich die Profile der spitzen Dächer scharfgezeichnet vom nächtigen Himmel abheben.

Die Fröhlichkeit wächst mehr und mehr. Alle Sprühteufel sind losgelassen, alle Herzen aufgeschnürt. Erregt vom Kneipen, von den Walzern, von den G'stanzeln lacht und singt die ganze Stadt und steckt im Humor bis über die Schornsteine.

Nun verfügt sie über einen solchen Ueberschuß an diesem köstlichen Gut — man könnte davon mächtige Quantitäten für trübe Tage aufheben, könnte davon einige Wagenladungen an jene kirchhöflich traurigen Geschäfte abgeben, die auf der Ausstellung bereits verkrachten.

Eine Stadt, die sich tagaus, tagein in gottvollster Stimmung befindet, läßt man sich füglich in dieser Welt gefallen. Schade, daß eine solche Stadt nur ein — Weltausstellungsobject ist! —

Merkmale der Fröhlichkeit trägt auch die österreichische Ausstellung im „Industrie-Palast".

An der imposanten Columbian-Avenue, zur Seite „Deutschlands", erhebt sich ein pavillonartiger Bau.

Das schwarzgelbe Banner, das reichvergoldete Wappen Oesterreichs und die auf rothem Sammtkissen ruhende

Krone Habsburgs schmücken das hochgewölbte Eingangsportal. Was in österreichischen Werkstätten des Gedankens, auf österreichischen Feldern der Arbeit Kopf und Hand emsig geschaffen — hier ist es im friedlichen Völkerwettkampf aufgepflanzt.

Dabei vereint sich das Nützliche mit dem Schönen in Mannichfaltigkeit, Fülle und Pracht. . . . O, Angesichts dieser Schätze kann er stolz sein, der Mann von der Donau und freudig aufjubeln: „Heil Dir, mein Oesterreich!“

Vor Allem ist es die Glas- und Porzellanindustrie Böhmens, die das Interesse aufstachelt. . . .

Da funkeln tausend Sorten von Gläsern, vom einfachsten Becher bis zur strahlenden Vase, welche die Geldtasche des Käufers um mehrere tausend Dollar erleichtert. Da schimmern kunstvolle Service, prunkende Tafelaufsätze, hohe Ehrenpokale.

Hei juchhei, einen solchen Pokal in froher Zecherrunde auf das Wohl eines herrlichen Menschen leeren — ein Vergnügen müßte es sein!

Weiterhin sind die verschiedenartigsten, glasgeschliffenen Schmuckgegenstände mit eingebrannten Gold- und Farbenmalereien vor Anker gegangen. Alles in solch' künstlerischer Schönheit und Vollendung, wie man es vorher in Amerika wohl kaum gesehen.

Dies gilt auch von den tausend reizenden Artikeln der Porzellanausstellung mit ihren Miniaturgemälden in zartesten Farben, so fein und sorgfältig ausgeführt, daß man bewundernd vor dieser Leistung menschlicher Kunstfertigkeit steht.

Und was dieses Oesterreich außerdem den Truhen seiner Industrie entnommen und hier auf dem Paradefeld der Welt aufmarschiren ließ!

Unendlich viel: von den Erzeugnissen des Wiener Gold- und Silberschmiedegewerbes mit Candelabern, Theekannen, Cognacservicen, Bonbonnièren und den Nachahmungen antiker Bildwerke an bis zu den Lederluxusarbeiten, die nach allen Hauptstädten des Erdballs wandern — bis zu den modernsten Erzeugnissen auf dem Gebiete der Chemie, der Papierfabrication, der Tyroler Lodenröcke — bis zu den herrlichsten Emaillearbeiten, wie sie kostbarer noch nicht auf den Markt kamen — bis zur Wiener Kunstmöbelindustrie, allüberall mit Achtung genannt, wo man Verständniß für solche Leistungen hegt.

Dies Alles und noch viel mehr ist hier einlogirt, durchwebt von jener Anmuth, wie sie einem treuherzig biedern Volke eigen ist. —

Oesterreich hat auf der Weltausstellung kein eigenes Staatsgebäude, etwa wie Deutschland, dessen stolzer Bau sich in den Fluthen des Michigan-See's spiegelt. Seine Ausstellung ist auch nicht übermäßig vielseitig; trotzdem steht es mit dem Gebotenen hinter wenig Nationen zurück und vielen voraus.

Von seinen Bädern ist nur das berühmteste vertreten: Karlsbad.

Sonst, wenn Curorte ihre Brunnen- und Heilproducte zur allgemeinen Schau brachten, wurde nicht gerade viel Originalität im Arrangement verschwendet. Man schichtete eine Pyramide auf, reihte Flasche an Flasche, Päckchen an Päckchen und liebkoste sich in dem Gedanken: „Jawohl, den an uns gestellten Anforderungen sind wir zur Genüge gerecht geworden!“

Die Stadtgemeinde des berühmten Karlsbad ist von dieser Ausstellungsschablone abgewichen. Sie führt gleich in einem künstlerisch bemerkenswerthen Diorama ihre ganze

Sprudelstadt vor, wie sie hier im herrlichsten Park steckt, dort das Teplthal entlang zieht, weiterhin in dämmerige Wälder taucht, da oben die Höhen erklimmt.

Der Weltausstellungs-Besucher, welcher jemals in Karlsbad weilte — ein Deutscher, ein Franzose, ein Engländer, ein Yankee — vor diesem anheimelnden Durcheinander von weißen Häusern, dunklem Waldrevier, groteskem Gefelse wird er leicht all' die trauten Orte entdecken, wo er wohnte, im Schatten der Buchen frühstückte, wo ihm die Hebe den Brunnen credenzte, wo er frohgelaunt bergauf, bergab zog oder von imposanter Höhe hinausblickte in sonnenbeglänzte, duftverklärte Lande, wo er scherzte und lachte, bangte und hoffte und — Genesung fand. . . .

Und der fremde Beschauer, meinethalben von irgendwoher — beim Anblick dieses in waldgrüne Herrlichkeit gebetteten Karlsbad versteht er, wie es seit längstvergangenen Tagen ein Wallfahrtsort aller Welt sein konnte; versteht er, wie ihn von jeher deutsche Dichter als Lieblingsaufenthalt erkoren und sich mit ihm eine ganze Sternenreihe glänzender Namen verknüpft, die mit Gellert anfängt, aus der hell und strahlend wie ein Meteor Goethe aufleuchtet und die hoffentlich mit Friedrich Spielhagen noch lange nicht abschließt.

Eben als ich mich vom Diorama entfernen will, treten zwei anmuthige Amerikanerinnen auf, Frauen, so schön — —

„Oh, my dear Karlsbad!“ ruft die Eine erinnerungsvoll aus, als ob sie plötzlich ein geliebtes Wesen erblickt, und ihre großen Augen glänzen. . . .

XXVI.

Das größte Rad der Welt. — Eine Musikbande in tausend Aengsten. — Einweihungs-Ceremonie. — Fahrt in die Lüfte. — Chicago, von „Ferris' Rad" aus gesehen. — Reisegefährten.

Chicago, 25. Juni.

Nein — so etwas hat die Sonne noch nicht gesehen, mag ihre Weltkenntniß auch noch so weit reichen! . . . Sie soll den Kopf geschüttelt haben, als sie gestern heimging . . .

Weshalb?

Wenige Stunden vorher wurde auf der „Midway-Plaisance" das größte Rad der Welt in Bewegung gesetzt — „Ferris' Rad", so benannt nach seinem Erbauer — ein wolkenaufragendes Rad, welches auf der Chicagoer Weltausstellung dieselbe Rolle spielt, wie der Eiffelthurm in Paris.

Stellt Euch zwei imposante, eiserne, pyramidenartige Thürme vor, jeder einhundertvierzig Fuß hoch. Beide oben verbunden durch eine vierzig Zoll dicke und fünfundvierzig Fuß lange Stahlwelle.

Rings um dieselbe die colossalen Eisenconstructionen eines Riesenrades — geformt wie das Wasserrad einer Mühle — zweihundertfünfzig Fuß im Durchmesser, fünfzehn Fuß über der Erde hängend, somit in seinen höchsten Puncten zweihundertfünfundsechzig Fuß emporragend.

Unten in den Grund gemauert, eine keuchende Dampfmaschine von zweitausend Pferdekräften. Sie hat dem Radungeheuer die Triebkraft zu liefern. An der Peripherie

hängend, sechsunddreißig Waggons, von denen jeder Sitzplätze für vierzig Personen enthält.

So steht „Ferris' Rad" vor Euch als König aller Räder der Erde, wie herausgenommen aus der Maschinerie des Weltalls — ein Wunder moderner Ingenieurkunst....

Als sein Erfinder, Washington Ferris, den Riesenbau projectirte, meinten sogar Fachleute: „Hm! hm!... Schade um den jungen Mann! Der hat ein Rad zuviel!"

Halloh! — Da steht es, dieses Rad! Jetzt soll es eingeweiht werden.

Ganz Chicago ist auf den Beinen, und alle Beine sind auf der „Midway-Plaisanee". Das disputirt, verzapft Weisheit, reckt die Hälse, staunt, bewundert und — was die Hauptsache ist — wartet geduldig, bis die Fuhre losgeht.

Zweitausend specielle Einladungen sind ergangen, darunter solche an alle Vertreter der auswärtigen Presse. Diese braven Leute sollen sich an den ersten Rundfahrten betheiligen. —

Es ist Nachmittag drei Uhr.

Eine Musikbande mit ihrem langbärtigen Capellmeister erscheint. Hastig, mit erkünsteltem Muth steigen die frischen Gesellen in einen Waggon. Nur zwei von ihnen, erschreckt von dem in der Luft schwebenden Gefährte, kehren am Eingang um. Kein Zureden hilft, kein Bitten, kein Drohen. Der Capellmeister greift zum Tactstock .... Eins, zwei, drei — los! Ein kräftiger Marsch erklingt....

Während das wackere Orchester mit Feuer und Leidenschaft draufzubläst, die Augen nur auf die Notenblätter heftet und, berauscht von Rhythmus und Getön, mit ganzer Seele in seiner lärmenden Musik steckt, setzt sich das gigantische Rad leise, langsam, majestätisch in Bewegung ....

Das schwebt höher und höher; die Musik verklingt in den Lüften wie auf der Straße der Marsch eines davonziehenden Infanterie-Regiments . . . .

Plötzlich starrt der Mann mit der Clarinette aus dem Fenster . . . . Entsetzen! . . . Dieser Abgrund . . . . Hastig legt er das Instrument bei Seite; krampfhaft umklammert seine Hand die Stuhllehne. . . .

Höher steigt der Waggon . . . .

Jetzt streikt das Althorn. Auch den übrigen Instrumenten geht allmählich der Mannesmuth flöten; sie spielen nur noch ganze Noten und ignoriren den Tactstock des Capellmeisters. Diesem tapferen Mann selbst wird es unbehaglich. . . .

Da — als das Orchester den höchsten Punkt von zweihundertfünfundsechzig Fuß erreicht, schrumpft der ehemals feurige Marsch in ein klägliches Trio von Trommel, Becken und Posaune zusammen. Und jetzt versickert auch diese Kunstleistung in den Lüften. . . .

Das Rad hält.

Auf einmal schwebt es rückwärts, dann wieder vorwärts, dann nochmals rückwärts. Der Ingenieur an der Maschine will mit diesen Evolutionen der staunenden Menge zeigen, wie er das Ungeheuer in der Gewalt hat.

Arme Musikbande da oben! . . .

Die beiden zurückgebliebenen „Künstler", welche vor der Abfahrt auskniffen, genießen jetzt ihr Glück in vollen Zügen. Sie nehmen ihre Instrumente und dudeln mit schadenfroh leuchtenden Gesichtern grobe Triller in die Lüfte. Aber die lieben Collegen dort oben antworten nicht. O nein! . . . Hangen und Bangen in schwebender Pein — —

Doch nicht lange. Dann geht es abwärts.

Wieder raffen die Spielleute ihren Muth zusammen. Mit einem flotten Walzer schweben sie hernieder.

Kaum hält der Waggon, da springen drei heraus und verlieren sich mit einem matten Lächeln im Publicum ... Wieder mitfahren? .... Danke bestens! —

Jetzt beginnt die Einweihungs-Ceremonie. Bevor die Reden steigen, wird festgesetzt, daß keiner der wortgewaltigen Herren länger als drei Minuten sprechen darf. Wozu auch in Gegenwart einer solchen Radmajestät langes Schwadroniren! ...

Mister Ferris — jung, schlank, energisch, nervös — betritt die Tribüne.

Er erzählt, daß zweitausend Menschen auf sein Rad ebensowenig Eindruck machen, wie eine Fliege auf seine Hand. Er weist auf die absolute Sicherheit der Passagiere hin, welche sich seinem „Lufteisenbahnzug" anvertrauen ...

Ein anderer Redner entwickelt, wie „Ferris' Rad" den gewaltigsten Leistungen amerikanischer Ingenieurkunst, der Hängebrücke in New-York und der luftigen Brücke über den Niagarafall, ebenbürtig zur Seite steht.

Diese Redner schüren die Reiselust in die Lüfte gewaltig. Als es an's „Einsteigen" geht, drängen, schieben, stoßen mehr Menschen nach den zu den Waggons führenden sechs Plattformen, als das Rad auf einmal zu fassen vermag. Ich bin keiner der Letzten, bewahre! Ich erobere sofort einen Platz.

Abfahrt! ...

Die Erde unter mir versinkt — versinkt in erstaunliche Tiefe. Ein gewaltiges Panorama thut sich auf, wie wenn ein Riesengeist einen unsichtbaren Vorhang hebt ....

Da unten, überlagert von stahlfarbenem Gewölk, Chicago, meilenweit hingestreckt mit seinen Thürmen und

hohen Gebäuden. Drüben der blauschimmernde Spiegel des Michigan-See's, mit dem Horizont zusammenfließend. Im Westen sonnenfunkelnde Städte, Dörfer, Wiesen, Wälder und ganz dahinten die endlose Prairie.

Dicht vor mir all' die Ausstellungspaläste, die „Weiße Stadt" und die „Midway-Plaisance", durchfluthet von einem schwarzen Menschenstrom. Aus den vergitterten Haremsfenstern der „Straße von Cairo", von den Dächern „Alt-Wien's", aus den Schwippbogen des „Maurischen Palastes", von den Burgspitzen des „Deutschen Dorfs" lugt und guckt und grüßt es herauf und staunt und bewundert.

Nun schaue ich in's Rad hinein. . . .

Alles — Alles in grandioser Bewegung: das Spinngewebe durcheinanderlaufender Eisenstäbe, das kunstvoll gewirkte Netz von schlankem Eisengebälk, die immensen Innenräume der Radperipherie mit den eisernen Stangen, Stützpfeilern, und zahllosen Schrauben, die ganze Volksversammlung von beinahe fünfzehnhundert zwischen Erde und Himmel schwebenden Menschen.

Dann mustere ich meine Nachbarn im Waggon.

Neben mir eine junge Mutter, welche in Begleitung ihres Säuglings die Ausstellung besuchte. Der kleine Schreihals wurde im „Kinderpalast" abgeliefert, erhielt — echt amerikanisch — eine Marke um den Hals gehängt, während die Mutter eine gleiche Marke in Empfang nahm. Jetzt — in der Nähe der Wolken — fällt ihr die Marke ein. „Mein Gott, wenn sie im Gedränge verloren gegangen wäre!" Hastig durchwühlen die Hände alle Taschen. . . . „Ha, da ist sie!" Na, Gott Lob! . . .

Zwei andere Damen sind tief versunken in die weite Gotteswelt da draußen. „Wonderful! Delightful! Grand

indeed!" . . . Da fällt ihr Auge auf die neue Sommerrobe einer Mitreisenden. Diese Leistung der Schneiderkunst macht der Panoramaherrlichkeit erfolgreich Concurrenz. „Hm, Farbe nicht übel; aber keine Puffärmel und eine Querfalte über den Rücken," meint naserümpfend die Eine.

Ein Verliebter dort in der Ecke ignorirt gleichfalls die gesammte Gegend. Seine glänzenden Blicke unternehmen lieber einen Ausflug in das frische Gesicht seiner Braut, und diese erwidert mit einem süßen Lächeln, in welchem für ihn die ganze Pracht einer Frühlingslandschaft liegt.

Als ich mich auf dem höchsten Punkt des Rades befinde, wünsche ich mir plötzlich einige Verrücktheiten herbei, um sie hinabwerfen zu können — etwa das amerikanische Muckerthum oder einige neuere Lustspiele oder sämmtliche Schminktöpfe unserer Salondamen.

Nach zwanzig Minuten lange ich wieder unten an. In dieser Zeit hat sich das Rad einmal herumgedreht — herumgedreht, ohne zu quietschen. . . .

Nun drängen neue Menschenladungen nach den Waggons. Ist auch nöthig; denn gegen drei Millionen Mark hat dieser Riesenbau, dieser Haupttrumpf moderner Ingenieurkunst, gekostet. Das ist ein hübsches Stück Geld, nicht wahr? Hei, dafür ließe sich manch' schöne Caserne bauen! —

Dieses Teufelsrad ging mir den ganzen Abend im Kopf herum. Nachts rollte es sogar in meinen Traum. Mir war's, als säße ich auf einem gigantischen Velociped. „Ferris' Rad" bildete das kleinere der beiden Räder ....

Nun denkt Euch, in welcher Montblanc-Höhe ich armer Teufel da oben herumscharmützelte!

XXVII.

Weltausstellungs-Correspondenten in Milwaukee. — Journalistischer Völkermischmasch. — Im „Soldatenheim". — Eine marode Armee. — Amerikanisches Banket. — Eine Bowle.

Chicago, 2. Juli.

Vormittags elf Uhr. . . .

Ein Extrazug mit wahrer Ueberfracht an Fröhlichkeit saust in den Bahnhof zu Milwaukee. Was den eleganten Waggons entsteigt, lachend', singend, grüßend — das bedarf nicht erst einer Gebrauchsanweisung zum Leben. . . .

Weltausstellungs-Correspondenten sind's, Journalisten aus allen Theilen der Welt, heute von Milwaukee zu Gaste geladen.

Das unermüdliche Herumsteigen auf dem Ausstellungsplatz im Chicagoer Sonnenbrand, das Gedränge im Völkertrubel, das Beobachten und Aufzeichnen — ach, man bekommt es auch einmal satt! So wurde der von Milwaukee gebotene Erholungstag mit Freuden angenommen. Gastfreundschaft steht nirgends in der Welt in so üppiger Blüthe wie in Amerika.

Auch beim Empfangscomité mit seinen schwarzglänzenden Cylindern ist alle Steifheit fortgeschmolzen.

Schon auf dem Perron finden sich die Herzen rasch zu einander. Die Gemüthlichkeit koppelt einen bezopften Chinesen mit einem quecksilbrigen Spanier zusammen, stürzt einen phlegmatischen Engländer in die Arme eines dicken Türken, läßt einen feurigen Mexikaner in gleichem Schritt und Tritt mit einem schwedischen Blaustrumpf schlendern, macht aus der ganzen Versammlung einen

journalistischen Völkermischmasch, wie man ihn so bald nicht wieder antrifft. Ein „Journalistentag“ am Fuße des Thurmbaus zu Babel konnte nicht bunter zusammengesetzt sein.

Nun, Ihr Milwaukeer, wie sieht es aus in Eurer Stadt? . . .

Die braven Leute lassen uns darüber nicht lange im Ungewissen. Verladen in festlich geschmückte Wagen der electrischen Bahn, werden wir kreuz und quer durch die wichtigsten Straßen kutschirt. . . .

Nach kaum zwei Stunden ist durch diese practische Studie unserer Milwaukeer Geographie ganz bedeutend auf die Beine geholfen.

Da steht das entzückende Städtebild scharf umrissen vor unserm geistigen Auge: menschenvolle Straßen, flottpulsirendes Geschäftsleben, auf lachenden Hügeln Reihen architectonisch schöner Villen, zumeist eingebettet in Buchengrün, elegante Clubhäuser — dasjenige des Damenclubs nicht zu vergessen — allerhand Kirchen der verschiedensten Confessionen, nirgends der Schimmer einer Caserne, hohe, sich mählich niedersenkende Ufer, dahinter der dämmernde See — der große, blaue Michigan-See, bedeckt mit glänzenden Segeln.

Dies eine Art Totaleindruck. . . .

Nun zur Bekanntschaft mit Einzelheiten. Nach einiger Zeit steigt dieser ganze internationale Journalismus im „Soldatenheim“ ab.

Im Soldatenheim! . . .

Ein mächtiger Park mit mächtigen Bäumen und einer Anzahl imposanter Villen.

Hier eine jener Institutionen, mit denen die Vereinigten Staaten für ihre Veteranen aus dem Unionskriege sorgen.

Was in all' diesen Gebäuden herumwohnt — achtzehnhundert alte, längst ausgediente Soldaten sind's, jeder durchschnittlich sechzig Jahre alt. Zusammen repräsentirt demnach diese marode Armee eine Zeit von 108 000 Jahren. Das reicht vorläufig aus.

Was sie hier thun, diese Alten in blauen Hosen und blauen Jacken mit blanken Knöpfen?

Ausruhen, tief ausruhen von den Stürmen des Lebens und — sterben. Wir fremden, lebenslustigen Federmenschen flattern zu ihnen herein wie ein Gruß aus einer längst hinter ihnen versunkenen Welt. —

Rasch kommt Leben und Bewegung in den sonst so stillen Park.

Während wir im Freien frühstücken, umgeben von all' den Alten mit ihren verrunzelten Gesichtern und stacheligen Schnurrbärten, stellt der Gouverneur von Wisconsin eine anmuthige Amerikanerin vor — eine Trompetenbläserin. Wie sie jetzt ihr blitzendes Instrument an die schwellenden Lippen hebt, jene Signale schmetternd, welche in früheren Jahren die Veteranen bei ihren Kriegsfahrten begeisterten — ha, das zündet! Alles wacht bei den Alten in der Erinnerung auf: die endlosen Tagesmärsche im Sonnenbrand, die Nachtpatrouillen bei Hundewetter, die heißersehnte Ruhe im Bivouac, das nächtliche Alarmiren auf den Festungswällen, der Kanonendonner, das Gerassel der Räder, die feurigen Signale im Schlachtgewühl, das Röcheln der Verwundeten, der brechende Blick der Sterbenden, düstere, eingeäscherte Städte, Epidemien, barbarische Kälte, Hungersnoth und endlich — ach, die heißersehnte Heimkehr, während das Liebchen harrt!

Die starren, alten Physiognomien mit den kleinen blinzelnden Augen — wie sie sich beim Klang dieser Alles

fortreißenden Trompetensignale — Trarara! trarara! — mehr und mehr beleben — Trarara! trarara! — aufheitern, — Trarara! trarara! — begeistern! Die welken, zitternden Hände schwingen den Stock, als gälte es einen Angriff.

Diese enthusiasmirten Alten, das weißbemiederte, frische Mädchen mit der schmetternden Trompete, als Begleitung das Rauschen der Bäume im Winde des Michigan-See's — ein entzückendes Ensemble!

Einer der Veteranen fesselt besonders meine Aufmerksamkeit.

Seine Heldenthaten vollzogen sich weniger auf dem Schlachtfeld, als vielmehr zwischen den Theatercoulissen. Nach Beendigung des Kriegs wurde er Schauspieler — für ihn ein abenteuerliches Metier. In elenden Holzbaracken, durch welche sich Wind und Wetter längst freien Eintritt erzwangen, verzapfte er dramatische Kunst für die Farmer des Westens. Das Entrée entrichteten sie nicht in Geld, sondern in Naturalien. Für einen schlechten Platz gab es einen Topf Kartoffeln oder ein paar junge Hühner, für eine „Loge" ein Spanferkel.

Das flotte Leben, das die fremden Journalisten in die stillen Räume des „Soldatenheims" trugen, hat die vertrockneten Alten mächtig erregt. . . . Ob sie wieder mitthun möchten in dieser modernen Welt? Oder ob sie sich lieber ihrer wohlverdienten Ruhe erfreuen? . . .

Doch addio, Ihr braven Alten! Lebt ruhig weiter Euren Erinnerungen, Eurem Tabak, Eurer Pfeife, die seitwärts aus dem Munde hängt! Erzählt zum tausendsten Mal Eure kleinen, anheimelnden Geschichten, die zumeist anfangen: „Ja, als ich noch jung war. . . ."

Fernere Schlendereien durch die Stadt, Besuche bei lieben Familien zeigen mir vor Allem, daß in Milwaukee

echt deutsches Leben pulsirt. Ist es doch die deutscheste Stadt Amerikas. So erscheint sie wie eine frische, farbenprächtige Waldblume, die sich der Michigan-See zu Schmuck und Zier an die Brust steckte. —

Abends finden wir uns in einem prächtigen Banketsaal zusammen.

Lange Tafeln mit gegen fünfhundert Gedecken. Vor jedem Platz eine Batterie verschiedener Weingläser. Das Banketiren beginnt. . . .

Köstliche Bratensaucen, Rheinwein- und Champagnerfluthen, knusperiger Hühnerflügel, goldgelber Fisch mit Cardinalcompot — nein, bei solchen Herrlichkeiten stirbt man nicht. Ueberall fleißige Gabeln, bewegliche Lippen, niedergebeugte, schneeweiße Frauennacken. . . .

Die beiden Japaner mir gegenüber können sich jedoch diesem Genuß nicht voll hingeben. Sie sollen Autographenjägern die Speisekarten beschreiben.

Mehr und mehr schwirren solche Herrschaften heran wie Mosquitos bei brütender Hitze. Es gilt, die armen japanischen Collegen von dieser Plage zu befreien. Ein Placat wird an einem Blumenaufsatz befestigt. Darauf steht in großen Buchstaben feierlichst geschrieben: „Es wird ersucht, dieses Volk in Ruhe zu lassen und es nicht mit Autographenbettel zu belästigen."

Was bisher das Banket so angenehm machte, war, daß keinerlei Reden steigen durften.

Bei unseren deutschen Festlichkeiten, kaum daß Suppe und Braten auf dem Plan erscheinen, so sind auch schon die oratorischen Lebensmittelfälscher zur Stelle. Dann gehen Essen und Reden und Reden und Essen wirr durcheinander.

Die Amerikaner zeigen sich auch hierin als practischere Leute. Sie wissen, die meisten Reden kann man nur

aushalten mit einem guten Diner im Leibe. Deshalb — erster Theil jedes ihrer Bankets: Herunteressen der Speisekarte. . . . Wehe, wenn jetzt Einer eine „Lippe riskiren" wollte! . . .

Nun ist dieser Theil beendet. Nun sind die Gäste guter Stimmung und gestärkt und gerüstet. Die materielle Aufgabe des Bankets wäre somit erledigt. Jetzt steigt die ganze Gesellschaft eine Stufe höher; sie verwandelt sich in eine Art Parlament — es beginnt der zweite Theil: das Reden.

Sie folgen rasch hintereinander, die Reden: lange, kurze, dumme, geistvolle, seichte, meckernde, halbwegs brauchbare, humoristische, kirchhöflich traurige.

Dabei hat keine als Pointe die Aufforderung zum Trinken, wie bei uns, wenn nach jedem Wortschwall die Gläser aneinanderstürmen und die Gesichter glänzen und ein tiefer Zug gethan wird und neue Speisen und neue Reden folgen. —

So versickern die Stunden, verrinnt die Nacht, dämmert der Morgen herauf, bevor die Fröhlichkeit im Geringsten ermüdet. Journalisten, Wein, Milwaukee, schöne Frauen — wenn diese Accorde erklingen, giebt es eine herrliche Musik . . . .

Am folgenden Vormittag hat ein Theil dieser internationalen Zeitungsleute den Durst noch nicht hinreichend gelöscht. Ein Weinfaß rollt auf den Plan. Es gilt, eine Bowle herzurichten.

„Ach," meint Einer, „wir machen kurzen Proceß. Wir stellen das Faß auf, schlagen den Boden durch, stopfen das Grünzeug hinein und bleiben sitzen, bis nichts mehr herausläuft."

Prosit, meine Herren!

XXVIII.

Der „Kühlspeicher“ in Flammen. — Eine grauenvolle Tragödie. — Sprung in den Tod. — Im Hospital. — „Welt-Jahrmarkt“.

Chicago, 12. Juli.

O, meine große, herrliche Ausstellung — was hast Du angerichtet! Ach, ein entsetzliches, ein grauenvolles Schauspiel: Deine Feuer-, Blut- und Thränentaufe!

Denkt nur!

Einige zwanzig wackere Feuerwehrmänner, auf dem Ausstellungsplatz von Flammen umzingelt, verbrennen Angesichts einer vieltausendköpfigen Menschenmasse. . . . Helfen, retten — keine Möglichkeit.

In tiefster Erschütterung, das Herz mächtig erregt, die Hand zitternd und — weshalb es verschweigen — das Auge feucht, so schreibe ich diese Zeilen, noch unter dem Eindruck des düstern Ereignisses.

Wie sich diese Schauertragödie zugetragen? . . . O, mein Gott! Schneller, als sie erzählt werden kann . . . .

Unter den vielen Prachtpalästen der „Weißen Stadt“ erhob sich bis gestern auch der sogenannte „Kühlspeicher“.

Sein Anblick hatte nichts Fesselndes: hohe, kahle, fensterlose Mauern mit Gesimsen im orientalischen Styl, ein flaches Dach, aus dessen Mitte ein — Thurm mächtig emporragte, ganz oben an der Spitze eine Aussichtsgallerie.

Nein, kein Thurm, ein Riesen-Schornstein war's, dem man des besseren Aussehens halber die Form eines Thurms gegeben. Von oben, gleich über der Gallerie,

stieg beständig eine schwarze Rauchsäule gegen den blauen Aether.

Das ganze Gebäude — ein Ausstellungsobject. Eine amerikanische Firma führte darin allerhand Kühlvorrichtungen vor. Deshalb lagerten auch immense Waarenvorräthe in diesem Kühlspeicher, darunter die gesammten Weine der deutschen Weinaussteller. —

Es ist Nachmittag zwei Uhr. . . . Das Läuten daherjagender Dampfspritzen gellt durch die Ausstellungsstraßen. Ist nichts Besonderes; kommt fast täglich vor. Niemand bekümmert sich darum. . . .

Jetzt wird der Alarm heftiger, dröhnender.

„Nanu,“ scherzen einige Besucher, „sollen wir heute für unsern halben Dollar noch eine kleine Extravorstellung bekommen?“ . . .

Ach, schon nach einer halben Stunde denkt Keiner mehr an's Scherzen; da spiegelt sich Entsetzen in den bleichen Gesichtern. . . .

Tausende und Abertausende drängen nach dem Kühlspeicher. Dort brennt es auf der Thurmspitze. Gleich darunter, auf der Aussichtsgallerie, arbeiten einige zwanzig Feuerwehrmänner! Durch Rauch und Flammen wird auch die hohe Gestalt ihres Capitains sichtbar. Seine Gesten zeigen, wie er seine Leute commandirt. Ruhig, besonnen thun sie ihre Pflicht.

Plötzlich etwas Furchtbares. . . .

Unten, vom Dach, wo gleichfalls die Feuerwehr beschäftigt ist, schießen breite Flammengarben empor, umzüngeln im Nu den ganzen Thurm bis zur Gallerie, prasseln, flackern, lodern, verbreiten sich blitzschnell, als ob die Luft brenne.

Rette sich, wer kann!

Seile, Schläuche, Leitern — Alles, was die Männer da oben mit dem Dach verbindet — in wenig Augenblicken vernichtet.

Schon lecken die Flammen an der Galleriebrüstung.

Entsetzen packt die Zuschauer. Ihre Gesichter entfärben sich, in quälender Angst emporstarrend. Um Gotteswillen Rettung! . . . Unmöglich.

Halt! Vielleicht doch . . . .

Soeben steigt einer der Feuerwehrmänner da oben über die Brüstung. Unten athemlose Spannung . . . . Jetzt — ein Sprung von der hundert Fuß hohen Gallerie. Er fliegt, der Unglückliche, fliegt durch die Flammen und zerschmettert vor den Augen seiner Kameraden auf der scharfen Dachkante. . . . Schluchzen und Schreien der Menge.

Wer wagt den zweiten Sprung?

Höher schlagen die wüthenden Flammen. Die Feuerwehrleute drängen sich auf einen Galleriewinkel zusammen — ein kleiner Raum, der sie noch vom Verderben trennt. Nur die Wahl zwischen dem tödtlichen Sprung und dem Tod durch Verbrennen. Ich sehe, wie sie sich eilig die Hände schütteln, stürmisch umhalsen — wie sie Abschied nehmen. Einer wirft sein Notizbuch herab in die Menge. Ein Anderer winkt mit ausgebreiteten Armen herunter. Wünscht er, daß dieser Scheidegruß seiner Frau, seinen Kindern überbracht werde? . . .

Da — ein fürchterlicher Schrei. Was geschieht?

Eben springt noch Einer. In der Luft ausgestreckte Arme, brennende Kleider, eine sich überschlagende Feuersäule, die in den Flammengluthen verschwindet.

In der Menge wilder Schrecken. Alles Blut aus den Gesichtern. Starken Männern stürzen Thränen über

die Wangen. Frauen werden ohnmächtig. Eine Dame stößt ein gellendes Lachen aus, reißt sich die Kleider vom Leib, wirft sich zu Boden. Neben mir ein alter Mann in grauem Bart. Mit schallender Stimme donnert er in die Menschenmenge hinein: „Auf die Knie! Auf die Knie!“ Viele gehorchen; er selbst sinkt nieder. Mit erhobenen Händen betet er, laut schluchzend: „Herr Gott im Himmel, wenn Du noch lebst, so rette diese Armen! Wir flehen zu Dir! Rette, rette sie!“ . . .

Plötzlich aus tausend Kehlen ein Schrei, ein markerschütternder Schrei — ein Schrei, der die Eingeweide zerreißt und das Herz aufschlitzt. . . .

Die Unglücklichen unternehmen den Todessprung — —

Einige fallen direct in den lodernden Flammenpfuhl. Andere schlagen auf das Dach auf — eine Masse zerbrochener Glieder . . . . Nur Zwei sind auf der Gallerie zurückgeblieben.

Da — ein schwerer Knall. Der ganze Thurm theilt sich, kracht zusammen, indeß die Flammen wild triumphirend emporlohen . . . . Die Menge erstarrt in dumpfer Betäubung des Grauens und Entsetzens.

Ob Alle todt sind? . . .

Vom Dachgesims herunter jämmerliches Schreien: „Kameraden, verlaßt mich nicht! Helft, Helft!“ . . .

Der Capitain ist's.

Rasch tritt unten der Commandant auf einige Feuerwehrleute zu.

„Jungens, wer rettet mit mir den Capitain?“

Keine Antwort.... Man weiß, das heißt in den Tod gehen.

Der Commandant springt auf die Leiter.

„Jungens!“ donnert er zurück, „Ihr werdet Euern Capitain nicht verbrennen lassen! Mir nach!“

Drei muthige Männer folgen.

„Halt! Zurück! Das ist Wahnsinn!“ brüllt es aus der Menge. Aber die Vier verschwinden schon oben im Rauch.

Athemlose Stille . . . .

Nach kaum einer halben Minute erscheinen sie wieder, die schwarzen Gestalten, den Capitain im Arm. Rasch die Leiter herunter! Gerettet! . . . Gerettet! . . .

Tausendstimmiger Jubel erbraust.

In diesem Moment stürzt die Wand mit der Leiter zusammen. Jetzt das ganze Gebäude ein einziges tobendes Flammenmeer.

Gardisten rennen mit lautem Geschrei auf die Menge zu.

„Flieht! Flieht! Das Feuer kommt herüber!“

Todesschreck zuckt wie ein Blitz über die Gesichter. In wilder Flucht stürmen die Meisten von dannen. —

Welche Macht mich an die Unglücksstätte festbannt — ich weiß es nicht.

Nach einigen Minuten stehe ich vor einem Gebäude, das man rasch als Hospital herrichtet. Ununterbrochen rollen Ambulanzwagen heran. Todtenbleich verrichten die Krankenwärter ihre traurige Arbeit. Solch' dampfende, verkohlte Massen, die Menschen sein sollen, haben sie bisher noch nie abgeladen. Feuerwehrleute entnehmen abgewandten Gesichts aus einem großen Tuch einen Haufen schwarzer Knochen. Es ist einer ihrer noch vor wenig Stunden so lebenslustigen Kameraden. Welcher? . . . Gott weiß es.

Ich trete ein.

Stöhnen, Schreien, Seufzen, Aechzen. . . . Ueberall Todte, Sterbende, Schwerverwundete. Dazwischen Aerzte,

Samariterinnen, Priester — Leute, die ernst und ruhig ihren schweren Beruf ausüben.

Man versucht, einige der verkohlten Körper zu recognosciren .... Einen unförmigen Klumpen erkennt man an den Initialen des Metallgürtels, einen andern am eingedrückten Perlmutterknopf ....

Jetzt wird einer der Priester nach dem Ende des Saales gerufen. Er soll einem Sterbenden die letzte Oelung geben .... Es ist unser wackerer Capitain, der seinen Wunden erliegt. —

Einige Stunden sind vergangen.

Frauen, Mütter, Kinder drängen nach dem Hospital. Sind ihre Angehörigen vielleicht hier?

„Ihr müßt warten, Ihr guten Leute, ob sie nach Hause kommen. Wir können jetzt keine Auskunft geben," heißt es.

Eine junge Frau erzwingt sich dennoch Eintritt. Schon nach wenig Minuten wird sie herausgetragen — die Frau des Capitains.

Genug der Schauerscenen, die sich in das Gedächtniß einbrennen, die keine Zeit aus der Erinnerung fortwischt.

Gar viele Länder sah ich und viele Völker. Gar oft, daß ich schaudernd dem menschlichen Elend in's Gesicht blickte. Einer gleichen Tragödie mit ähnlichen Todesscenen begegnete ich nimmer. —

Zwei Tage später ....

Wieder das altgewohnte Weltausstellungsbild. Paläste und Promenaden, durchfluthet von fröhlichen Menschen, liegen im Sonnenbrand. Rauschende Musik spielt auf, lustig, prickelnd, leidenschaftlich. Das „große Rad" steigt in die Lüfte. Es ist, als rufen all' die tausendfachen Sehenswürdigkeiten in hundert Sprachen: „Immer 'ran,

meine Herrschaften! Immer 'ran!" . . . Kaum noch gedenkt man der unheimlich rauchenden Trümmer, die vorgestern das Schreckensgrab gesundheitstrotzender Männer waren.

Ach, jetzt verstehe ich den tiefen Sinn, den die englische Bezeichnung unseres deutschen Wortes „Weltausstellung" — „World's Fair" — in sich birgt.

Nun — so tobe weiter, du — „Welt-Jahrmarkt"!

XXIX.

Die Maschinenhalle. — Ein Bouquet aller möglichen Geräusche. — Die „Allis-Maschine“. — Kleinmaschinen-Industrie. — Rotationsmaschinen. — Amerikanische Fixigkeit. — Im Kesselraum. — Das goldene Zeitalter der Maschinen.

Chicago, 18. Juli.

„Dich begrüß' ich in Ehrfurcht, prangende Halle,
Säulengetragenes, herrliches Dach!“

. . . die Maschinenhalle nämlich, die imposanteste Werkstatt unseres Jahrhunderts. Zwanzig Acker Land bedeckt sie, alle beladen mit Maschinen.

Beim Eintritt stehst Du einen Augenblick wie betäubt. Ein Bouquet aller möglichen Geräusche fliegt Dir entgegen: Pfeifen, Kreischen, Zischen, Quietschen, Schnauben, Poltern, Knirschen, Surren, Stampfen, Schrillen, Radauen — was weiß ich!

Und dieses Leben, diese Bewegung!

Schwungräder jagen; Ventile keuchen; Hebel fliegen auf und nieder; Cylinder brummen; Dampfkrahne gehen durch die Luft; Eisenarme greifen bedächtig zu, als hätten sie Verstand.

Und Alles in umheimlicher Hast. Du merkst sofort, die Maschinen haben es verteufelt eilig in unserm Jahrhundert.

O, dieser mit einem Glorienschein umgebene Fortschritt!

Alles zaubern sie Dir vor, die wackeren Maschinen. Blick nur hin auf die in vollem Gang befindlichen tausend

Räder und Räderchen! Sieh, in was für Branchen das arbeitet — fleißig, unverdrossen, solide.

Wie? . . . Ich Euch die Maschinen hier alle aufmarschiren lassen? Ich müßte selbst unter Dampfbetrieb stehen, wenn ich das könnte. Doch, was mir am meisten in's Auge fällt, soll vorgestellt werden. —

Der vornehmste Preis gebührt hier den Amerikanern. Sie gaben einst der Welt die Kartoffeln, sie geben ihr jetzt die leistungsfähigsten Maschinen.

Ihre Abtheilung zeigt die größte Maschine der ganzen Halle: die „Allis-Maschine". Ein solches Ungeheuer wurde bisher dies- und jenseits des Oceans noch nicht gesehen . . . . Vor Dir saust ein colossales Schwungrad. Es wiegt mit seinem imposanten Stahlschaft neunzehnhundert Centner. Dahinter stecken vier Riesendampfcylinder, der kleinste zweihundert, der größte sechshundert Centner schwer. Blas' Deiner Phantasie nur ein wenig zum Sammeln, und Du kannst Dir aus diesen Haupttheilen einen solchen Maschinencoloß schon etwas zurechtconstruiren. Achtzigtausend Dollar hat er gekostet.

Jetzt gelangen wir zu Massen gleichartiger Maschinen. Da reiht sich Webstuhl an Webstuhl, Dampfmaschine an Dampfmaschine, Rotationspresse an Rotationspresse. Selbst das geübte Auge sucht vergebens einen Unterschied.

Heiß brennt der Concurrenzkampf zwischen den einzelnen Firmen. Halloh! wer schießt den Vogel ab? . . .

Da präsentirt sich bunt durcheinander die Kleinmaschinen-Industrie — ein wahrer Zaubergarten . . . .

Maschinen, wie sie die großen Schuhfabriken benutzen, schneiden Leder, steppen und nähen Stiefel und Schuhe. Buchbindereimaschinen binden in wenig Minuten dicke Bücher. Nähmaschinen, durch Dampf getrieben, summen

und schnurren; Tücher und Tüchelchen nehmen unter der Hand kundiger Leiterinnen zusehends kunstvoll eingenähte Blumen und Arabesken an. Eine Thonmaschine hilft dem Kunsttöpfer, dessen Stand stets belagert ist, zierliche Nippessachen herstellen. Holzschneidemaschinen verfertigen vor Deinen Augen Statuetten, Briefbeschwerer mit Ansichten der einzelnen Ausstellungsgebäude.

Hier eine Maschine, die Kaffee abwiegt und in Pfunddüten packt und verschließt; dort eine, welche Nägel aus Draht producirt; daneben eine, die aus Papierrollen Etiquetten schneidet und bedruckt; dahinter eine, welche Korkzieher dreht — jede Minute zehn Stück. Du brauchst also nicht zu bangen, ob Du auch Deinen „Rüdesheimer Berg" aufziehen kannst . . . .

Hier wird von Maschinen Fleisch geschnitten, Mehl getheilt, Chocolade fabricirt, werden Tapetenmuster in Seiden- und Wollstoffen und Buntpapier hergestellt. Dort brüstet sich eine Erbsenlesemaschine, die soviel wie hundertachtzig Frauen leistet, brüstet sich eine Teigmaschine, welche dem dicken Bäckermeister alles kleine Weizengebäck Stück für Stück abtheilt.

Nun kommen Eisenhobel- und Sägemaschinen, Bohr- und Schneidemaschinen, Kältemaschinen, allerhand große Pumpwerke, hunderterlei Maschinen, der Landwirthschaft dienend.

Dieser tosende, unermüdlich arbeitende Wirrwarr hat geradezu etwas Verblüffendes. Manche der Maschinen geberden sich wie Menschen und die daran arbeitenden Menschen mit ihren automatengleichen Bewegungen und ihrem Starren in die Räderwerke wie Maschinen . . . .

Ja, der Kuckuck! Was wird denn auf dieser Welt noch nicht mit Maschinen gemacht? Mir scheint — außer

dem Küssen so ziemlich Alles. Und selbst das sollen etliche langweilige Ehemänner schon maschinenmäßig absolviren. —

Der Besuch der Maschinenhalle wirkt belehrend auf Jedermann. Die Schaulust des Ausstellungsbummlers findet ihre Rechnung auf Schritt und Tritt . . . .

Was mich, den Zeitungsmenschen, am meisten fesselt, sind die amerikanischen Rotationsmaschinen.

Neidlos muß ich anerkennen, daß uns hierin die Amerikaner weit überlegen sind, daß noch manch' Jährlein verstreichen wird, ehe wir in Deutschland ihnen so etwas nachmachen können. Oder giebt es in irgend einer unserer Großstädte eine Rotationspresse wie hier die R. Hoe'sche der „Daily News“, welche in einer Stunde vierundzwanzigtausend großformatige, zwanzigseitige, illustrirte Zeitungen druckt, schneidet, falzt, versandtfertig macht? Das ist in fünfundvierzig Minuten genug gedrucktes Material, um damit die ganze Maschinenhalle, in einer Stunde genug, um den Industrie-Palast, das größte Gebäude der Welt, zu tapeziren.

Wir machen es den Amerikanern auch deshalb nicht nach, weil unsere Zeitungen nicht solch' colossale Verbreitung, nicht ein derart interessirtes Lesepublicum haben.

Beispielsweise: hier in Chicago erscheinen so ziemlich zu jeder Stunde des Tages verschiedene Blätter, alle in großem Format, mit zumeist flottgeschriebenen Artikeln, sauber ausgeführten actuellen Illustrationen, Massen von Inseraten . . . .

Aber wie auch diese Journalisten arbeiten!

Kürzlich war ich Zeuge, wie eine Cable-Car einen Mann überfuhr. Niemand in diesem Chicagoer Menschengewoge kannte ihn. Man konnte sich vorerst nur an das halten, was man bei ihm fand: Briefe, Photographie, Notizbuch.

Das Unglück geschah Mittags ein Uhr. Drei Stunden später sah ich in den Zeitungen, die auf der Straße ausgerufen wurden, das Portrait des Verunglückten, eine Illustration des Vorfalls und dazu brauchbar geschriebene Artikel.

Hut ab vor solcher Fixigkeit! —

In einem Anbau liegen die Dampfkessel, welche 40 Maschinen eine Triebkraft von 20000 Pferdekräften liefern. Hier das große eiserne Herz, von wo aus Leben in die Dampfungeheuer strömt — gewaltiger, erhitzter, keuchender Odem in eherne Lungen, fiebernder Pulsschlag in stählerne Adern.

Im ganzen Raum schwüle, entnervende Hitze. Zuweilen fürchterliche Gluth, als wäre die Temperatur von mehreren Höllen zusammengeschossen. Nicht der geringste Lufthauch. . . . Auf den Zungen der Heizer quälender Durst, der mit Wasser gar nicht zu löschen ist. Da muß Branntwein her, Branntwein. . . .

Wupp! ist inmitten der Höllengluthen ein Glas hinuntergegossen. Rasch noch eins. . . .

Dann rudern wieder die rußigen Hände mit langen eisernen Stangen hinein in die weißglühenden Kohlenmassen, indeß der Schweiß von den broncefarbenen, müdeblickenden Gesichtern tropft.

Ob in solcher Hölle auch Temperenzler gedeihen? Ja, Kuchen! —

Viele Dinge, die sonst groß und leuchtend vor der Menschheit standen, haben jetzt bei ihr am Cours verloren. An eins aber glaubt sie unerschütterlich — an die Maschinen.

Wenn man sich in die Tausende der hier drauflosjagenden Räder vertieft, ist es Einem, als würde man in

seinem Empfinden, seinen Anschauungen unwillkürlich mit fortgerissen. . . .

Rasch, rasch — unserer trägschleppenden Zeit voraus. . . . Rasch, rasch — die Gegenwart aus den Augen verloren. . . . Rasch, rasch — sich in eine ferne Zukunft versetzt, in das goldene Zeitalter der Maschinen!

Alles ist in dieser Halle vertreten: Glanz, Pracht, Kraft — nur eins nicht: Poesie. Wo Räder sausen, Dampfkolben stoßen, Cylinder pusten, da flieht diese Fee, flieht nach nebelumhüllten Weihern, schattigem Gebüsch, verwitterten Ruinen, die sich im Mondlicht baden. —

Brütende Sonnengluth, gleich Hochofenhitze, lag heute über Chicago. Die Nacht senkt sich herab. Ein längstersehnter, heftiger Regenguß plätschert hernieder — ein sturmgepeitschter, amerikanischer Juliregen.

Wie er über die Glasdächer der Maschinenhalle braust, erscheint es mir, als wolle er da unten die leidenschaftlich pochenden, fieberheißen Schläfe des Jahrhunderts kühlen.

XXX.

Theater-Studien. — Ein türkisches Schauspiel. — Bei den Chinesen. — Chinesische Theatertechnik. — Allerhand Krach-Erscheinungen.

Chicago, 25. Juli.

Heute giebt's eine Theater-Studie.

Ich führe Dich in die Schauspielhäuser verschiedener Nationen der „Midway-Plaisance“. Nicht in jene Kunsttempel, deren Leistungen auf gleicher Höhe mit Feuerfresserei, Gliederverrenkungen, Messerschlucken stehen — nein, nur in solche, die als „Theater“ ernst genommen sein wollen. . . .

Also vorwärts!

Horch! . . .

Tsching bum bum bum! Tsching bum bum bum! . . .

Dazwischen — langgezogen oder staccato: Ritsch ratsch quie—tsch! . . .

Es ist das Duett einer heiseren Trommel und einer verstimmten Geige. Oder einer verstimmten Trommel und einer heiseren Geige. In beiden Fällen die gleiche musikalische Injurie der Gehörnerven, dieselbe leidenschaftliche Einladung zum Eintritt ins — „Türkische Theater“.

Wir gerathen in das Sternbild des Halbmonds. Fez, Pumphosen, silbergestickte, revolvergeschmückte Gürtel, Damascenerklingen, schmale, herabhängende Schnurrbärte — dies die characteristischen Merkmale der am Eingang aufgepflanzten Bühnenkünstler: Directoren, Liebhaber, Intriguanten, Tänzer und dergleichen Leute aus dem Reiche der Schminke.

Farbenglühender Wirrwarr drinnen im Zuschauerraum. An den Wänden großgeschwungene türkische Schriftzüge, von Allah und dem Propheten redend, Sammt- und Seidendraperien, blitzende Schwerter, lange, elfenbeingezierte Flinten, verschiedene Ansichten aus Palästina. Auf dem Bühnenvorhang eine üppige Jordan-Landschaft.

Publicum ist äußerst spärlich auf dem Posten. Ich komme mir beinahe vor wie der König Ludwig von Bayern in einer Separatvorstellung. Trotzdem — Anfang.

Ein spindeldürrer, säbelbeiniger, hochaufgeschossener Kerl mit breiter, blauseidener Binde um den Leib wie ein indischer Seeräuber, dirigirt das Orchester. Das zupft an zwei Mandolinen, bimmelt an einer Triangel, pustet in einen kreischenden Dudelsack, verzapft einen Heidenspectakel.

Plötzlich — tiefe Stille, indeß der Vorhang aufrauscht. . . . Ich lasse das „Kalamounie-Drama" an mir vorüberziehen. Jetzt hübsch aufgepaßt!

Erster Act. . . .

Selim liegt im Bett, anscheinend krank. Sein Vater ist zum Arzt gegangen, mit dem er jetzt eintritt. Gründliche Untersuchung. Von Krankheit keine Spur. Der Jüngling ist vielmehr, nach Ansicht des Heilkünstlers, behext. Da können nur Zauberer helfen. Der Vater holt sie. Allein gelassen, wimmert Selim einige Liebesgesänge. Die Zauberer und Magier erscheinen. Durch verschiedenen Hocuspocus entdecken sie, daß Selim heftig verliebt ist. Seine Krankheit kann nur beseitigt werden, wenn er das Weib seiner Sehnsucht heirathet. Sofort wirbt der Vater beim alten Ibrahim um dessen schönes Töchterlein. Nun Vorbereitungen zur Hochzeit.

Zweiter Act! . . . .

Orientalisches Hochzeitsgepränge. Die Braut breitet

ihr Taschentuch auf den Boden und tanzt um dasselbe herum, während die Hochzeitsgäste ihre Geschenke hineinwerfen. Der Bräutigam unternimmt die gleiche Procedur. Ein benachbarter Volksstamm tritt auf, um Gratulationen abzuladen.

Dritter Act . . . .

Glänzendes Fest im Hause des jungen Ehepaares. Musik, Nationaltänze, Lärm, Bumbum, Gesang.

Der Vorhang fällt. —

Man sieht, die Technik eines türkischen Schauspiels ist ziemlich einfach. Kein großer Conflict, keine nervenerregende Steigerung, keine dramatisch geschürzte Katastrophe. Ein bischen Liebe, ein bischen Hinderniß, ein bischen Sieg — die Sache ist in zwei Acten gemacht, und der bunte Hochzeitsreigen des dritten und letzten Actes kann antanzen.

Drei solch' türkischer Schauspiele ließ ich über mich ergehen, alle ganz gleich gearbeitet. Welch' muselmännischer Autor in den Weihestunden seiner Muse diese Dramen zusammengedichtet — ich konnte es nicht erforschen. Aber soviel steht fest, er reitet auf seinem frischgestriegelten Pegasus nicht gerade hohe Schule. —

Fünf Minuten weiter — und ich stehe vor dem „Chinesischen Theater".

Ein großes, lichtumfluthetes, dunkelblaues Gebäude mit zwei schwerfälligen Glockenthürmen an der Front. Drinnen gleichfalls kein Ueberfluß an Zuschauern. Im Parkett mit seinen hübschen Klappstühlen haben sich einige zwanzig Personen eingefunden. In den Logen und auf den Balcons hockt kirchhöfliche Einsamkeit.

Das Stück ist in vollem Gange.

Schauspieler und Schauspielerinnen, bunt drapirt wie Götzenbilder, die Gesichter von gelben Tüchern umrahmt,

miauen einander an, gesticuliren auf einander los, meckern in höchster Fistel.

Ehe wir der Handlung folgen, müssen wir uns einige technische Eigenthümlichkeiten chinesischer Theaterstücke vergegenwärtigen.

Da giebt es keinerlei Scenerie. Diese hat nur in der Einbildung des Zuschauers zu existiren.

Ein Stuhl, mit dem Rücken gegen das Publicum gekehrt, stellt einen Garten vor; auf eine Seite gelegt, einen Stein, einen Felsen, ein Meeresufer; auf den Tisch gesetzt, einen Berg oder einen Thron. Hebt der Schauspieler, welcher sich zumeist nicht vom Platz bewegt, den Fuß, so will er anzeigen, daß er das Zimmer verläßt oder in dasselbe eintritt.

Die meisten chinesischen Theaterstücke sind historisch, enthalten viel pathetische Würde, keinerlei Frivolität und spielen vor mehr als zweitausend Jahren.

Doch zu unsrer Vorstellung! Hören wir auf den Dialog!

Lo Ka Yin (scheinbar die Liebhaberin, steif wie eine Marionette, mit den Füßen trippelnd). Yumlitantschitzschgobingkafungjim. . . .

Hoo Yuem (eine Art jungverheiratheter Siebziger, mit geradlinig vorgestreckten Armen, krähend wie ein alter Kikerikihahn.) Kingpokzonmookitien!

Ma Chu (mit langem Gähnen — vielleicht andeutend, daß Herr Ma Chu einige Tage verschlafen — und einem schmutzigen Lachen, das rechte Bein hebend). Sunghingkimsarfungjim! — —

Verstehst Du diesen chinesischen Dialog? . . . Ich auch nicht.

Nun beobachte ich die vielen langen, auf den Boden niederhängenden Zöpfe, die martial daherstarrenden Weißbärte, die guten und schlechten Eigenschaften, auf den Gesichtern durch verschiedenfarbige, fingerdick aufgepinselte Schminken markirt. Dann versuche ich zu errathen, welche

von den Bühnenkünstlern Männer und welche Frauen sind. Da Alle in gleichschlotternden Beinkleidern stecken, da ferner auch die Männer nur in höchster Fistel piepsen, ist das gar nicht so leicht.

Ermüdet von dieser geistvollen Beschäftigung verlasse ich den chinesischen Kunsttempel. —

Andere Theater der Weltausstellung? . . .

Es giebt deren noch so viele, aber — aber —; manchmal sind sie nichts weiter als eine Billetverkaufsstelle, um welche man anhängselartig etwas Zuschauerraum und etwas Bühne baute. —

Die Aussicht auf ein eigenartiges Schauspiel ergiebt sich auch, wenn man der Ausstellung an den — finanziellen Puls fühlt. Er geht fieberhaft, dieser Puls. Das Gespenst eines fulminanten Deficits grinst daher. Der Krach regt hie und da seine Schwingen.

Schon vor Monaten schlüpfte er in das Sparrenwerk des „Spectatoriums", jenes gewaltigen Theaters, dessen Aufbau bis dahin schon neunhunderttausend Dollar verschlang. Er verdarb den Actionären den Geschmack an weiteren Zahlungen. Auf der Bühne, wo jeden Tag dreitausend Menschen in einem Ausstattungsstück Amerika entdecken sollten, hält jetzt der Wind des Michigan-See's seine Monologe . . . .

O, dieser Ausstellungskrach auf seinem Vernichtungszug!

Auf dem Zuschauerplatz der „Luftballon-Gesellschaft" fegte er herum wie ein Wirbelwind, schwang sich das hohe Seil hinauf, an dem der Ballon captiv hing, untersuchend, wieviel sich bei einem Zwangsverkauf herausschlagen ließe! Dann spionirte er in alle Winkel großer Ausstellungs-Restaurants, beschnupperte preisprüfend die Stühle und lieferte sie dem Gerichtsvollzieher aus. Im „Deutschen

Dorf“ mit seiner zumeist vereinsamten „Ethnographischen Ausstellung“ wechselten bereits wiederholt die Besitzer. Nur die ziemlich täuschend imitirten deutschen Infanterie- und Cavallerie-Capellen wußten sich zu behaupten. In „Alt-Wien“ vertrieb er die Geschäftsleute aus ihren zierlichen Verkaufsbazaren. Ach!, er wirthschaftete barbarisch, dieser rücksichtslose Krach.

Zu all' diesem kam der Krach gewisser Ideen. Obenan der schöne Gedanke von den „Welt-Congressen“.

„Welt-Congreß!“ .... Wie stolz das klingt!

Man denke nur: Vertreter aller Nationen sollten hier zusammenkommen, sollten ihr Talent zusammenschießen, sollten auf parlamentarischem Wege große, menschheitbewegende Fragen lösen.

Ein schöner Gedanke — aber es kam anders.

Einige achtzig solcher Congresse — für „Presse“, für „Erziehungswesen“, für „Frauenthätigkeit“ und dergleichen — sollten steigen. Schon nach dem fünften oder sechsten kam keiner mehr zu Stande. Jetzt sind sie vorüber und nach den Resultaten, in Rauch, Qualm, Dunst, Katzenjammer bestehend, kräht kein Hahn.

Doch solche Kracherscheinungen beweisen nichts gegen die herrlichste aller Weltausstellungen. Es ist unmöglich, bei einem so gewaltigen menschlichen Unternehmen eine gewisse Fäulniß fernzuhalten.

XXXI.

Chicago, addio! — Am Niagara. — Table d'hôte-Generationen. — Amerikanische Hochzeitsreisende. — Niagara-Träumereien. — Eine Inspectionsfahrt. — Die „Schlucht der Winde".

Niagara Falls, 26 Juli.

Leb' wohl, mein lichtvolles Chicago! ... Heimwärts geht's, heimwärts über den Ocean.

Schon komme ich bei den Niagara-Fällen an.

Wo wäre eine Poetenfeder oder ein Malerstift, die hier vorbeifahren könnten! ... Also — Rast gemacht. Dies um so lieber, wenn man sich von Chicago erholen will. —

Die herabdonnernden Wassermassen in ihrer wilden Größe bedeuten für den Schwarm der Reisenden eine Durchgangsstation, gleich dem Rigi.

Dort, im freien Schwyzerland, rutscht man im Spätnachmittag auf der Zahnradbahn den Bergrücken empor, ißt oben kläglich zu Abend, zahlt flott Trinkgelder, kriecht zeitig in die Federn, läßt sich Morgens gegen drei Uhr vom tiefdröhnenden Alpenhorn aus den schönsten Träumen tuten, betrachtet, halb angekleidet, den heraufglühenden Sonnenball, schreit einige Mal: „Prächtig!", „Famos!", „Großartig!", legt sich nochmals zu einem Schläfchen nieder, trinkt dann Kaffee und reist weiter.

Aehnlich hier am Niagara.

Auf dem Bahnhof laufen die Züge derart ein, daß man immer zur Essenszeit anlangt.

Der Durchschnittsreisende setzt sich flugs zur Table

d'hôte, läßt von den Kellnern etwas Roastbeef oder Geflügel vorüberhetzen, schlüpft dann in einen Gummimantel, fährt auf dem kleinen Flußdampfer möglichst dicht an die herabschäumenden Fälle heran, gesteht den Wassermassen, daß sie „ganz patente Kerle" sind, schreibt seinen verschiedenen Freunden im lieben Vaterland daheim gleichlautende Postkarten mit der Ansicht vom Niagara und etlichen phantastisch angebrachten Ausrufezeichen, kauft ein Paar Indianerschuhe oder einen Briefbeschwerer und wallt nach Erledigung dieses Programms wieder von dannen, im Vollbewußtsein, mit einem der größten Naturwunder in intimer Beziehung gestanden zu haben. —

Monatelang lärmte mir der Weltausstellungstrubel in die Ohren, überfüllten die gewaltigen Chicagoer Eindrücke die Seele. Da ist es doppelt erfrischend, wenn jetzt zur Abwechslung der Niagara in Herz und Ohren donnert.

Hab' mich deshalb hier gleich für acht Tage einlogirt . . . .

Während dieser Periode seh' ich so manche Table d'hôte-Generationen an mir vorüberessen.

Exemplare giebt's darunter — o jerum, jerum, jerum! Wer sich schleunigst etwas Uebersicht über die moderne Menschheit verschaffen will, sollte zuweilen meinen Eckplatz einnehmen . . . .

Einige blicken und schwadroniren so hochnäsig in die Welt hinein, als könnten sie den Niagara zur Ordnung rufen. Andere, eifrig mit Messer und Gabel hantirend, markiren betrachtungsvolles Schweigen, gleich gedankentiefen Philosophen. Noch Andere geben zu Nutz und Frommen der übrigen Tafelrunde ihre Reiseerlebnisse zum Besten.

Da ist besonders ein deutscher Landsmann, dessen Schilderungen ich mit gespannter Aufmerksamkeit lausche. . . .

„War in Californien ... äh, hm, yes ... mich dort entsetzlich über dicke Bäume gewundert . . . liegt Musik drin. . . . Und Berge giebt's — ganz klotzige Dinger! . . . Aeh, hm, yes. . . . Wollt' auch auf Büffeljagd steigen . . . wieder davon abgekommen! . . . Hab' überhaupt bis heute in Amerika weder Büffel noch anderes lebendes Vieh größerer Art geschossen . . . äh, hm, yes!" —

Der Niagara bildet zumeist das Ziel der amerikanischen Hochzeitsreisenden. Seit einigen Tagen sah ich das junge Glück von etwa zwei Dutzend neubackenen Ehepaaren vorüberwetterleuchten.

Weshalb diese braven Leute ihr Seligkeitsschiff gerade hierher steuern?

Zwar giebt es auf den lauschigen, vom breiten Fluß umrauschten Waldinselchen stimmungsvolle Poetenwege, wo sich's von allerhand hübschen Sachen träumen läßt, heimliche Nachtigallenpfade, wie geschaffen zu verliebtem Schwärmen; aber man kutschirt doch sonst ein maienfrisches Glück nicht die internationale Heerstraße entlang. Vielleicht will der junge Herr Gemahl seine Stimme einmal mit dem Donnergepolter des Niagara vereinigen und in dieser Sturmbegleitung dem anschmiegenden Weibchen bis in die tiefsten Herzensfalten hinein zujubeln: „Euphrosyne, ich liebe Dich!" —

Wo man in Niagara Falls geht, sitzt, liegt, trinkt, küßt — stets hört man Wasser brausen, Wasser stürzen, Wasser tosen, Wasser donnern.

Dieses ewige, grandiose Rauschen hat mit der Zeit etwas Einschläferndes. Wirre Erinnerungen an den Welttrubel da draußen, kleinliche Kläffereien haßsüchtiger Menschen, Schmerzen ob enttäuschter Hoffnungen — Alles, Alles schlummert ein. Nur das tiefe, donnernde, ein=

förmig gewaltige Brausen bleibt — ein ewiger Ton des Weltalls. —

Nun hinein in die wilde Scenerie, in welcher das gewaltige Naturschauspiel vor sich geht!

Ich begebe mich nach der im Niagarafluß liegenden „Goat-Insel", schreite eine hölzerne, über Felscolosse gespannte Brücke entlang und stehe mitten im Fluß, dicht vor dem „Hufeisenfall", dicht vor dem Absturz der gigantischen Wassermassen.

Grünblinkend, durchsichtig schießen sie daher, als ob sie wüßten, daß sie schon nach wenig Secunden zersprühen — schießen sie daher als lange Schaumsträhne, sich während des Sturzes in aufsteigenden Nebel verwandelnd — schießen sie daher, kochend, siedend, brausend, schäumend, donnernd. Wasserberge, an Felsen zerprallend, stürzen in die Tiefe; Schaumgespritze, in der Sonne glitzernd, senkt sich zur Tiefe; Gischtwogen, halb in der Luft zerflatternd, rollen zur Tiefe. Ueberall schneeiges Weiß, smaragdenes Grün, tiefdunkles Blau. Alles ruhelos, unermüdlich, ewig hinabjagend in's Reich des Schaums, des Nebels, des Gischtes — hinab im schäumenden Triumphgesang. Nebel oben, Nebel unten. Aus der Wolke stürzen die Wasser in eine Wolke.

Wie gebannt starre ich hin . . . .

Was mir zuerst nur groß und schön vorkam, erscheint mir jetzt gigantisch und erhaben. Der Geist verliert sich in den Wassern. Mir ist, als ob ich zu ihnen gehöre . . . . Ich starre und starre und falle mit den Wassern in eine neue Welt und steig' mit ihnen empor als duftiger Nebel oder fließe mit ihnen von dannen zum fernen Ocean . . . .

O, dies Träumen, dies Träumen am Niagara! —

Jetzt will ich den Wassermassen von unten her zu Leibe rücken.

Eine Drahtseilbahn senkt mich an den Fluß hinab. Dort — unterhalb der Fälle — schaukelt ein kleiner Dampfer am Ufer. Reges Leben an Bord. Damen und Herren sind eifrig mit der Toilette beschäftigt. Man schlüpft in lange, allesverhüllende, wasserdichte Gummimäntel mit großen Sturmhauben, aus denen nur die Gesichter hervorlugen.

Nun sind Männlein und Weiblein gleich uniformirt und sehen aus, wie die Bemannung eines Rettungsbootes im Sturm. Angesichts Sr. Majestät des Niagarafalls verwischen sich Rang, Geschlecht und derlei Kleinigkeiten.

Ich will mir eine Cigarre in's Gesicht pflanzen.

„Pardon!" rede ich einen jungen, flaumbärtigen Mann an, „haben Sie etwas Feuer bei sich?"

Verlegen wendet sich das Gesicht zur Seite.

Bald darauf höre ich, wie der — junge Mann einem andern Sturmmatrosen zulispelt: „Mama, der Gummimantel bringt meine ganze Tournure in Unordnung." —

Jetzt Abfahrt!

In der Ferne, wo die Wassermassen unten aufdonnern — emporqualmender Nebel, wie Pulverdampf über einem Schlachtfeld. Wir fahren auf Schaumwogen, die erst vor wenig Minuten aus schwindelnder Höhe herabstürzten. Sie sind noch erregt vom furchtbaren Fall, und von dieser Erregung wird unser Dampferchen angesteckt. Das rollt wie im Sturm auf hoher See. Einigen von uns „Matrosen" vergeht das Scherzen; die Gesichter werden ernster.

Wir schwanken die Fronten der einzelnen Wasserfälle entlang: des „Amerikanischen Falls", des „Hufeisenfalls",

des „Canadafalls" — alle in großer Parade erhabenster Naturpracht. Schäumende Wasserwelt ringsum. Das ist die Sintfluth — nein, nicht die Sintfluth; sie muß gegen dieses mächtige Brausen nur bescheidenes Plätschern gewesen sein. Kocht alle Schlechtigkeit der Welt in einem Riesenkessel zusammen — es könnte unmöglich mehr brodeln, zischen, tosen, sieden als hier ....

Manchmal fegt ein schneidender Sprühregen daher, wie mit Nadelspitzen in alle Fältchen der Kleidung dringend.

Inmitten solch' grandioser Pracht will die Sonne, die frohgelaunte Sonne, ein Uebriges thun. Sie baut neben den Wassern eine Masse intensiver Regenbogen auf, einen über den andern. Wie? Ist hier ein Rendezvous der Regenbogen? Oder gar ein Regenbogen-Congreß?

Nach einer halben Stunde ist meine schwankende Inspectionsfahrt beendet. —

Niagarastudien müssen vollständig sein. Ich darf deshalb die „Schlucht der Winde" nicht unbesucht lassen — ein Felsenweg, welcher unter einem Theil des herabbrausenden „Amerikanischen Falls" hinführt.

Ach — dies die Hölle der Wasser! Losgelassen alle Furien! Mir ist, als ob vor mir der Ocean thurmhoch herunterstürzt. Ich bebe am ganzen Körper und schnappe nach Luft .... Mein Führer faßt kräftig meinen Arm und zieht mich auf dem schlüpfrigen Pfad weiter ....

Eins weiß ich: diese schauervolle Wasserhöhle sieht mich niemals wieder. —

O, allgewaltiger Niagara! Ich möchte Dich sehen in der Sturmnacht, wenn sich Deine ewigen Monologe mit dem Orkan vermischen, wenn der Blitz die Finsterniß zerreißt und im Nu Deine Wasser erleuchtet. Ich möchte Dich sehen im tiefsten Winter, wenn Du zu Eispalästen

erstarrst, zur Residenz des Eiskönigs. Ich möchte Dich sehen, funkelnd in glorreicher Pracht der Wintersonne, wie emporgestiegen aus phantastischer Märchenwelt.

Nun, so töne und tobe hinein in die Ewigkeit, Niagara, erhabene Stimme der Neuen Welt!

XXXII.

An Bord des Dampfers „Kaiser Wilhelm II.“ — „Guten Morgen, Du alte Welt!“ — Im Gedämmer des Marienbader Waldes. — Allerhand Erinnerungen. — Deutsche Zeitungen. — Der Breslauer Stammtisch. — Meine Reisebegleitung. — Briefmarkensammler. — Kleingewehrfeuer. — Daheim! daheim!

Marienbad, 20. August.

Heidi — da wär' ich wieder im Gedämmer des Böhmerwalds, in tannenduftiger Einsamkeit Marienbad's!

Nachdem der Weltausstellungstrubel zehn Monate an mir vorüberwirbelte, ein grandioser Eindruck den andern jagte, der Geist ermüdete im Bewundern mächtiger Schöpfungen, athme ich hier, wo die Stunden so friedlich dahinfließen, tief und glücklich auf.

O, die Heimreise! . . .

An Bord des Dampfers „Kaiser Wilhelm II.“ Die Perspectiven des ungeheuren New-Yorker Hafens verschwinden. Amerika, stolzes, herrliches Land der Freiheit — addio!

Nun hinaus in bläuliche Ferne. Eine Oceanfahrt mit einem der Bremer Schiffe, diesem Stolz der deutschen Handelsmarine — eine Vergnügungsreise ist's.

Wieder vertiefe ich mich ganz in das Seeleben mit einem bunten Wechsel . . . .

Wenn das Schiff auf glattem Meeresspiegel dahinfliegt; wenn in weicher Mondnacht bei flotter Musik sich die Paare im Walzer schwingen; wenn das Nebelhorn die schaurigen Oeden des Oceans durchdröhnt; wenn Masten

ächzen und die Pfeife des Bootsmanns schrillt; wenn Matrosen hoch oben am Ende der Raaen herumklettern; wenn da hinten an der Schraube zwei warme Herzen, die das Meerleuchten betrachten wollten, sich plötzlich finden im ersten seligen Kuß; wenn im Rauchsalon Champagnerpfropfen knallen und kräftige Seegeschichten steigen; wenn ein Windstoß über den Scattisch auf dem Verdeck jagt und einen famosen „Grand ohne Vier" über Bord fegt; wenn am Horizont Segel auftauchen und Segel verschwinden — ach, ein Hochgenuß!

Und erst, wenn der Sturm seine Backen aufbläst und tiefe Löcher in die Fluthen bohrt! . . . Wenn man da denkt, daß zur selben Zeit gewisse journalistische Maulhelden in Berliner Caféhäusern sitzen, in einer von Aufschneiderei durchdunsteten Atmosphäre, und über die Verbesserung der Weltlage schwadroniren und nebenbei Bismarck gute Rathschläge geben — man könnte hell auflachen. —

Schon flattern von Europa her mit fröhlichem Gekreisch die ersten Möven. Im fernen Osten, wo Himmel und Ocean zusammenfließen, taucht ein Leuchtthurm empor.

Jetzt hebt sich auch die weithingeschwungene, blauende Küste. . . .

Es ist früh gegen sechs Uhr, die Zeit, wo Europa aus den Federn steigt . . . . Guten Morgen, Du alte Welt! Wisch Dir den Schlaf aus den Augen! Und — herzlich gegrüßt!

* * *

Tage sind vergangen . . . .

Nun schlendere ich in der Kathedrale des Marienbader Waldes. All' das Große, das ich jenseit des Oceans gesehen, zieht wie eine Geisterprocession an mir vorüber . . .

Die hohen Häuser mit zwanzig Etagen, die geräuschlos dahinfliegenden Luxuszüge, die unbegrenzte Prairie, die Prachtpaläste der „Weißen Stadt", die Menschen mit den weiten Anschauungen — Alles wirr durcheinander . . . .

Nun soll ich erzählen — erzählen.

Bin äußerst vorsichtig mit mündlichen Berichten über große amerikanische Einrichtungen; gewisse Philister können sich so etwas doch nicht vorstellen. Sobald ihr Begriffsvermögen flöten geht, denken sie einfach: „Amerikanischer Humbug!"

Wer solch' verstaubte Geister gleich einem alten Teppich einmal ausschütteln könnte!

Zudem erinnere ich mich der Erfahrung eines biederen Schwaben, welcher nach langem Aufenthalt in Amerika seine Heimath wieder besucht hatte: „Als ich da erzählte, daß in Chicago Häuser zuweilen auf der Straße spazieren gefahren werden, hat man mich ausgelacht; als ich aber sagte, daß dort die Pferde zur zweiten Etage herausgucken, hat man mich hinausgeworfen."

Und doch — wie so manches Haus sah ich drüben beim nächtlichen Heimgang mitten auf der Straße stehen, das am folgenden Tag weiter transportirt werden sollte. Und die Pferde gucken in Chicago, je nach der Stalleinrichtung, nicht nur zur zweiten Etage heraus — nein, auch zur dritten und vierten. —

Nachdem ich das Schiff meiner Beobachtung so lange drüben herumsteuerte — wie traut sich's nun in diesem Marienbad ausruht! . . .

Weltausstellungs-Artikel, eingehüllt in allerhand Fröhlichkeit, schüttelt man nicht aus dem Aermel. Da hieß es: fleißig auf- und niedersteigen, hin- und herkutschiren, sehen, Studien machen. Diese Thätigkeit war inmitten des

starren Amerika-Winters, wenn ein schneidender Wind in falber December-Beleuchtung den feingemahlenen Schnee über den Ausstellungsplatz fegte, oder im Juli-Sonnenbrand bei 40 Gr. R., nicht gerade ein Vergnügen.

Oft verknüpften sich diese Vorstudien mit verhältnißmäßig großen Auslagen.

So kostete die Sammlung des Materials zu dem Artikel „Chicago bei Nacht", wo ich zwei Detectivs engagirte und mit ihnen verschiedene typische Lasterhöhlen, wie Opiumkneipen, Negerspielhöllen und dergleichen schöne Gegenden besuchte, einige fünfzig Dollar. —

Manchmal, wenn die Nerven vom Weltausstellungsgetobe zu sehr vibrirten, wenn sich die Müdigkeit bleiern in die Glieder senkte, zog ich mich zurück in amerikanische Einsamkeit.

Eine Stunde Eisenbahnfahrt — ich war in Waukegan, einem reizend gelegenen Fleckchen am Michigan-See.

Unter hohen, rauschenden Fichten lag ich im Gras, dachte und schrieb und vergegenwärtigte mir den Chicagoer Völkerreigen. . . .

Um mich herrlichste Einsamkeit. Nur selten Besuch und dann — was für einer! Nero, Nachts im Park auf strengem Posten, beschnuppert meine Manuscripte und tritt mit seiner großen Pfote auf mein im Gras liegendes Notizbuch. Oder ein Frosch hüpft daher, scheu nach meinen Schreibereien glotzend. Oder eine Krähe wiegt sich auf dem nahen Busch und versucht, von diesem erhabenen Standpunkt aus mich zu inspiciren. Zuweilen schütteln mir alte, weißschimmernde Akazienbäume ein paar duftende Blüthen in den Schooß. . . .

Dann, neu gestärkt, wieder hinein in den Chicagoer Wirrwarr! —

Halloh — wo gerathe ich hin! Da plaudere ich gar von „Hinter den Coulissen!" . . .

Mag's sein! Hat sich doch zwischen meinen Leserkreisen, denen ich dreiviertel Jahr lang von Amerika erzählte, und mir eine gewisse Vertraulichkeit herausgebildet. Hunderte von Zuschriften sind meiner Adresse über den Ocean nachgeflattert, aus denen ich das ernste Interesse fühlte, das sich meinen Plaudereien zuwandte. Heute, wo ich zum letzten Mal als „Weltausstellungs-Correspondent" spreche, will ich auf einige dieser Kundgebungen eingehen.

Da ist ein Champagnerreisender. Der hat meine „Ausstellungs-Briefe" in Zeitungen der verschiedensten Städte wie Berlin, Köln, Hamburg, Leipzig, Stuttgart, Wien, Basel, Riga u. s. w. gelesen . . . . „Wie kann man gleichzeitig für soviel Journale thätig sein?" . . . . Mein Verehrtester! Von unseren angeblich „großen" Zeitungen hatten nur drei oder vier eigene Berichterstatter nach Chicago geschickt und diese auch nur für kurze Zeit. Was denken Sie! Das deutsche Lesepublicum tummelt sich nicht auf der weiten Höhe desjenigen von England oder Amerika, wo ob der Riesenblätter die Herausgeber ohne viel Federlesens bedeutende Aufwände machen können. Bei uns bedient man sich in solchen Fällen der practischen Einrichtung einer Art „United Press". Darnach vertrat ich bei der Ausstellung dreiundsechzig deutsche Journale und acht amerikanische.

Und nun gar ein Breslauer Stammtisch! Er will in aller Gemüthlichkeit wissen, wieviel Honorar ich als Weltausstellungs-Correspondent beziehe; es handle sich um eine Wette. . . . Na, meinethalben; freimüthiges Fragen verdient freimüthige Antwort. Insgesammt für zweiunddreißig Artikel rund vierzigtausend Mark, meine

Herren! . . . Seit Kotzebue's „Armen Poeten" haben sich die Zeiten geändert. . . . Prosit!

Ob ich auf meinen Reisen nicht einen Secretär gebrauchen könne? . . . Nein, beim besten Willen nicht. Immer werde ich von meiner — Frau begleitet, und das genügt. Mit ihr kletterte ich vor anderthalb Jahren während einer Orientfahrt auf dem Oelberg herum, in's Weite blickend nach der am Horizont dämmernden Bläue des „Todten Meeres". Mit ihr zog ich bald darauf durch's Land der Mitternachtssonne bis zum Nordcap, vom wilden Fels hinunterlugend in's brandende Eismeer. Sie ging mit mir auch nach Chicago. —

Arg mitgespielt haben mir während meines amerikanischen Aufenthalts die Briefmarkensammler, zur Zeit, als die neuen Columbusmarken erschienen.

Ich spreche nicht von den Wünschen lieber Freunde und Collegen, denen ich nach Thunlichkeit gern nachkam. Ich meine die Unmassen von Zuschriften, mit welchen ich wegen dieser Teufelsmarken wochenlang bombardirt wurde.

Die Morgenpost! . . . Ein Stoß Briefe; Grundthema: Columbusmarken. . . . Ein paar Dutzend Postkarten; Leitmotiv: Columbusmarken. . . . Eine Anzahl eingeschriebener Sendungen; einzige Forderung: Columbusmarken. . . . Etliche Geldanweisungen: „Bitte, dafür Columbusmarken!" . . . Mein Gott! Bin ich die Centralstelle der amerikanischen Briefmarkenbörse!

Daneben knatterte das Kleingewehrfeuer. . . .

Ich soll einer deutschen Gummiwaarenfabrik die Adressen aller Gummiwaarenhändler der Vereinigten Staaten angeben. . . . Ich soll für einen Mann mit Riesenbart das geeignetste Ausstellungslocal ausfindig machen. . . . Ich soll mittheilen, ob die Chicagoer Banken genügend sicher

sind. . . . Ich soll ein Gutachten darüber abgeben, ob die Weltausstellungsstadt auch streng sittlich ist, weil eine Mutter ihren neunzehnjährigen Sohn herschicken will. . . . Und so fort, und so fort. . . .

„Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!" Aber das heißt doch, von der Zeit und der Gefälligkeit eines Weltausstellungs-Correspondenten eine etwas phantastische Vorstellung haben. Ich hätte ein besonderes Bureau einrichten müssen, das monatelang angestrengt beschäftigt gewesen wäre, wollte ich all' diesen Wünschen nachkommen.

Die Herrschaften mögen also freundlichst entschuldigen! —

Jetzt — wieder diesseits des Oceans, erscheint mir die Chicagoer Weltausstellung größer und glänzender denn jemals. Nun steht sie vor mir wie eine flammende Vision. Jahrzehnte müssen hinabziehen, bevor ein weiterer Fortschritt des gesammten menschlichen Schaffens bemerkbar wird. Die jetzt lebende Generation wird eine gleich gewaltige Ausstellung nie wieder zu Gesicht bekommen.

Menschheit, auf der Sonnenhöhe Deiner Errungenschaften, ich grüße Dich!

Druck von Carl Otto in Meerane.

HS

DEC 7 - 1931